



Frauen machen Geschichte

80 Jahre ÖGB Frauen

Geschichten, Statements und Errungenschaften

ÖGB

TEXTIORY

Frauen machen Geschichte

80 Jahre ÖGB Frauen

Geschichten, Statements und Errungenschaften

ÖGB in Kooperation mit  und **VOGB**

TEXTURY

Inhalt

Dieses Buch porträtiert in persönlichen Geschichten, prägnanten Statements und mit einem historischen Blick auf die Errungenschaften, welchen langen und nicht selten steinigen Weg die ÖGB Frauen in den nunmehr 80 Jahren seit ihrer Gründung gegangen sind, um für Frauen in Österreich bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen zu erkämpfen.



Vorwort	4
Statements	6
Stories	12
Aus härterem Holz geschnitzt Astrid Kraxner	13
Nur Jesus heilt umsonst Sonja Reitlinger	17
Der wichtigste Satz meines Lebens Elisabeth Rokop	22
Von Statistinnen zu Akteurinnen Sonja Fischer	25
Nicht Herr Doktor genug Dagmar Stunf-Begusch	30
Schachzüge des Lebens Ella-Maria Nageler	34
Der Kampf darf niemals enden Klaudia Friebe	38
Der Weinstock tanzt wieder Mahboobeh Bayat	43
Altes und neues Selbstbild Manuela Scheffl	47
Wie Falco mich ins Häf'n brachte Sandra Gaupmann	51
Kämpfen statt Aushalten! Elisabeth Kerndl	55
Aller Anfang ist schwer Tanja Bernhardt	63
Nerven aus Hartmetall Aysun Satilmis	68
Lieber Betriebsrätin als Prinzessin Jutta Neulinger	71
Knacker ohne Serviette Yvonne Rychly	75
Vier Frauen brauchen mehr Geld Sabine Ameshofer	79
Mehrwert: Mann sein Sabine Bauer	83
Eiskalte Neuanfänge Diana Franzmair	89
Die Gewerkschaft sind wir alle! Daniela Inführ	93
Mama, bin ich eine Belastung? Elisabeth Bacher	97
46 Jahre und viele Glücksmomente Sylvia Ledwinka	102
Der Fall Elchsalami Birgit Sauerzopf	106
Sag Ja zum Karriereboost Barbara Schweighofer-Maderbacher	110
Die Erdbeerrebellin Helena Ziolkovski	113
Mit Rückgrat durch den Sturm Biljana Vrzogic	118
Errungenschaften der ÖGB Frauen	124
100 Jahre Frauen- und Gleichstellungspolitik in der AK Wien	132
Über dieses Buch	134

Vorwort

Manche Geschichten verändern uns. Nicht, weil sie laut sind, sondern weil sie das leise, tägliche Ringen sichtbar machen: um Würde, um Gerechtigkeit, um das eigene Leben. Dieses Buch ist voll solcher Geschichten. Es ist ein Mosaik weiblicher Stärke, gestaltet von Frauen, die sich getraut haben, ihre ganz persönliche Geschichte zu erzählen – ehrlich, mutig, berührend.

In diesen Erzählungen spiegeln sich Erfahrungen, die oft unsichtbar bleiben – obwohl sie die Fundamente unserer Gesellschaft tragen. Es sind Geschichten von Frauen, die sich durchgebissen haben, die ihre Stimme erhoben, andere mitgezogen, Neues gewagt oder Altes hinterfragt haben. Frauen, die in ihrem Alltag Unglaubliches leisten: in der Arbeit, in der Familie, im Ehrenamt, als Betriebsrätin, Personalvertreterin oder Personalberaterin, in der Politik, im Widerstand.

Viele dieser Geschichten wären ohne das starke Netz von Gewerkschafterinnen, Betriebsrätinnen und Personalverteterinnen nicht möglich gewesen. Immer wieder begegnen uns in diesem Buch Momente, in denen Frauen anderen Frauen zur Seite gestanden sind – mit Wissen, mit Haltung, mit Zivilcourage. Da sind jene, die mutig Missstände aufgezeigt haben, die Ungerechtigkeiten nicht einfach hingenommen, sondern angepackt und verändert haben. Und da sind jene, die durch gewerkschaftliche Unterstützung neue Perspektiven gewonnen haben.

Zum 80-jährigen Bestehen der ÖGB Frauen ist dieses Buch nicht nur ein Rückblick, sondern auch ein kräftiges Zeichen für die Zukunft. Es zeigt, was möglich ist, wenn Frauen einander zuhören, wenn Erfahrungen geteilt und Ziele solidarisch verfolgt werden – auch von Männern. Es erinnert uns daran, wie wichtig es ist, dass gewerkschaftliche Arbeit nicht nur in Verhandlungsräumen, sondern auch im zwischenmenschlichen Alltag wirkt – dort, wo es oft am meisten zählt.

Diese Geschichten sind nicht nur einzigartig, weil es ein Projekt dieser Art noch nicht gegeben hat, sondern weil sie neue Perspektiven unserer gewerkschaftlichen Arbeit in den Vordergrund stellen und uns daran erinnern, dass jede von uns Teil einer größeren Geschichte ist. Und gemeinsam schreiben wir weiter. Mit Dankbarkeit und Respekt.

Christa Hörmann

Geschäftsführende Bundesfrauenvorsitzende des
Österreichischen Gewerkschaftsbundes

Statements

Die folgenden Seiten sind den Statements von starken Frauen gewidmet, die als zentrale Mitgestalterinnen der Lebens- und Arbeitsrealitäten von Frauen in Österreich jeden Tag aktiv kämpfen. Für dieses Buch haben sie folgenden Satz vervollständigt:

Die ÖGB Frauen sind für mich



... ein Sprungbrett: ein Sprungbrett auf meinem Weg an die Spitze der Arbeiterkammer; und ein Sprungbrett für alle Arbeitnehmerinnen im Land, weil die ÖGB Frauen seit 80 Jahren dafür kämpfen, dass Frauen in allen Bereichen alle Chancen offen stehen.

Renate Anderl, Präsidentin der AK Wien und der Bundesarbeitskammer

... eine kämpferische Gemeinschaft, die Tag für Tag zeigt, dass Solidarität mehr ist als ein Wort – nämlich gelebter Einsatz für ein selbstbestimmtes, finanziell unabhängiges und gewaltfreies Leben für alle Frauen. Sie sind Mutmacherinnen, Möglichmacherinnen und eine starke Stimme für Gerechtigkeit – laut, hartnäckig und unüberhörbar.

Christa Hörmann, Bundesfrauenvorsitzende younion_ Die Daseinsgewerkschaft und geschäftsführende Bundesfrauenvorsitzende des ÖGB

... unsere stärkste Partnerin im Einsatz für Frauenrechte und Gleichstellung in der Arbeitswelt. Gemeinsam mit euch setzen wir uns als AK Frauen hartnäckig und engagiert für echte Verbesserungen ein – Schritt für Schritt, entschlossen und solidarisch.

Eva Maria Burger, Leiterin Abteilung Frauen und Gleichstellungspolitik der Bundesarbeitskammer und AK Wien

Die ÖGB Frauen sind für mich

... Garant dafür, dass Frauen in der Arbeitswelt eine starke Stimme haben. Das ist wichtiger denn je. Denn auch im Jahr 2025 haben Frauen noch immer nicht die gleichen Chancen in der Arbeitswelt und es braucht eine starke Vertretung ihrer Interessen. Es sind Betriebsrät:innen, die tagtäglich mitbekommen, welchen Belastungen und Hürden Frauen ausgesetzt sind. Dagegen anzukämpfen und die Bedingungen zu verbessern, ist das Ziel der ÖGB Frauen.

Elfriede Schober, Bundesfrauenvorsitzende PRO-GE

... ein Beispiel für Stärke, Solidarität und Engagement seit 80 Jahren. Unsere Funktionärinnen in den Dienststellen und Betrieben sind unsere Basisbrücke zu den Kolleginnen und Kollegen. Gemeinsam setzen wir uns für Gleichberechtigung und Gerechtigkeit am Arbeitsplatz ein. Hierzu zählen auch die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, das Schließen der Einkommensschere, das Überwinden der gläsernen Decke und vieles mehr. Gemeinsam konnten wir schon vieles erreichen, wir werden uns auch weiterhin mit aller Kraft für unsere Kolleginnen einsetzen.

Ursula Hafner, Bundesfrauenvorsitzende GÖD

... Kämpferinnen mit Wertehaltung. Sie stehen für Solidarität, Mut und den unermüdlichen Einsatz für Gerechtigkeit und Gleichberechtigung. In einer Welt, in der die Herausforderungen für Frauen nach wie vor groß sind, ist es ermutigend zu wissen, dass es eine solch starke Gemeinschaft gibt, die sich konsequent für die Rechte und Interessen aller Frauen einsetzt.

Sandra Steiner, Bundesfrauenvorsitzende GPA

... Lobbyistinnen für die Interessen der arbeitenden Frauen. Wir verhandeln erfolgreich Gehälter sowie Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben in Kollektivverträgen und setzen konkrete Schritte zum Gewaltschutz am Arbeitsplatz. Als Betriebsrätinnen sind wir vielfach auch direkt vor Ort für die Kolleginnen da und kennen die beruflichen Belastungen aus der Praxis. Seite an Seite machen wir uns in allen Branchen stark für eine gerechte, gewaltfreie Arbeitswelt für Frauen.

Olivia Janisch, Bundesfrauenvorsitzende vida

Die ÖGB Frauen sind für mich

... Treiberinnen für soziale und strukturelle Veränderungen. Wir stehen für wichtige Werte wie Gleichstellung, Solidarität und soziale Gerechtigkeit.

Unsere Arbeit macht die Gewerkschaft und die Arbeitswelt vielfältiger und zukunftsfähiger.

Wir Frauen bringen neue Perspektiven in die gewerkschaftliche Arbeit und Strukturen, tragen zur Stabilität und Schlagkraft der gesamten Gewerkschafts- und Arbeitsbewegung bei.

Astrid Kraxner, Bundesfrauenvorsitzende GBH

... eine Gemeinschaft voll großartiger Expertinnen, die sich gegenseitig unterstützen und füreinander da sind. Durch die Vernetzung aller Branchen und Bereiche in unserem Arbeits- und Sozialleben können wir die Interessen unserer Mitglieder vertreten und gemeinsam stark gegen Ungerechtigkeiten auftreten. Eine große Anzahl an bewundernswerten Frauen haben bereits Beeindruckendes erreicht, aber noch immer gibt es in der Frauenpolitik vieles zu tun. Auch wenn der Weg noch so steinig sein kann, werden wir die Herausforderungen im Team meistern. Ich bin stolz, ein Teil dieser Bewegung sein zu dürfen und an der Seite dieser tollen Frauen die Interessen der GPF Frauen zu vertreten.

Ulrike Ernstbrunner, Bundesfrauenvorsitzende GPF



Stories

Die folgenden Geschichten wurden von den genannten Autorinnen in einem kreativen Schreibworkshop jeweils selbst verfasst. Angeleitet wurden sie dabei von der Schriftstellerin Alina Lindermuth.



Aus härterem Holz geschnitzt

Astrid Kraxner

Meine Geschichte beginnt in den frühen 2000ern, an meinem ersten Arbeitstag bei meinem Arbeitgeber, einem großen Holzbetrieb. Schon von Weitem lag ein intensiver Geruch nach Sägespänen in der Luft, ich war sogleich überwältigt. Dort angekommen, betrat ich die Produktionshallen und war stolz, als ich das Schild „Betreten nur für Befugte“ sah. Da dachte ich mir: Du gehörst jetzt dazu!

Ich habe als Plattenflickerin mit der sogenannten Hausfrauenschicht begonnen, mit vier Stunden am Abend, jeweils von 19 bis 23 Uhr. Die Aufgabe der Plattenflickerinnen ist es, Astlöcher, Rindeneinwuchs und Pechrisse mit einem Holzstopfen zu flicken. Die Holzbretter, die dabei zu bearbeiten sind, haben eine Länge von eineinhalb bis drei Metern und sind 50 Zentimeter breit. Ich weiß noch ganz genau, dass ich an meinem ersten Arbeitstag in den vier Stunden lediglich 38 Bretter verarbeitet habe. Doch innerhalb kurzer Zeit hat sich diese Zahl auf über 300 Stück in derselben Zeit gesteigert.

Zu Beginn hatten manche Kollegen die Befürchtung, dass ich es als kleines, schwächtiges Mädchen in einem Holzbetrieb mit Baumstämmen, Brettern und viel Gewicht nicht lange aushalten würde. Zudem wurde auch mir selbst bald bewusst, dass in einem Betrieb, in dem der Frauenanteil nur knapp 20 Prozent erreichte, der Ton

für mich anders war als gewohnt. Man wurde von den Männern oft ziemlich derb angeredet, auch nicht selten betatscht. Die Vorarbeiter wussten ihre Stellung auszunutzen, oft genug fiel die Meldung: „Wem, meinst du, wird man mehr glauben?“ Doch mich hat noch nie eine Herausforderung davon abgehalten, meinen Weg weiterzugehen. Und ich habe meine Frau stehen können! Eines Tages stellte sich dann der Betriebsratsvorsitzende bei mir vor und von da an wendete ich mich immer wieder an ihn, wenn mir etwas nicht passte, wenn mir Verbesserungsvorschläge einfielen oder wenn ich etwas hinterfragen wollte. Einige Jahre später, im Jahr 2007, fragte er mich dann, ob ich nicht im Betriebsrat aktiv mitarbeiten wollte.

Bei der Betriebsratswahl im nächsten Jahr traten dann zwei Listen gegeneinander an, beide erhielten in etwa gleich viele Stimmen, somit wurde ich zur Betriebsrätin. Zeitgleich kam die Aufforderung, der Gewerkschaft beizutreten.

Die Betriebsratsarbeit dümpelte so vor sich hin und ich fragte mich irgendwann, ob ich da wirklich etwas bewirken konnte. Dann kam die erste Einladung zu einer gewerkschaftlichen Veranstaltung, und ich merkte, dass Betriebsratsarbeit auch anders funktionieren konnte. 2008 begann ich mit der Gewerkschaftsschule, bei der ich andere Betriebsrät:innen kennenlernte. Bis heute ist eine davon eine meiner besten Freundinnen. Durch das Gelernte wurde mir bewusst, dass in unserer betrieblichen Vertretung noch Wissen fehlte und es an der nötigen Initiative mangelte, um Missstände anzugehen und Veränderungen voranzubringen. Ich hatte in dieser ersten Periode als Betriebsrätin nicht nur einem männlichen Vorsitzenden und einem Betriebsleiter zu beweisen, dass ich mich weitergebildet hatte, auch wurden meine Aussagen immer wieder hinterfragt. Also traf ich nach dieser Periode die Entscheidung,

mit einer eigenen Liste bei der Betriebsratswahl anzutreten. Mein Ziel war es, endlich wirklich etwas für meine Mitarbeiter:innen erreichen zu können.

In meiner zweiten Periode als Betriebsratsvorsitzende konnte ich dann einiges umsetzen: Das Unternehmen stellte Sicherheitsschuhe und Handschuhe zur Verfügung, es wurden bessere Arbeitsbedingungen geschaffen und ich durfte den Mitarbeiter:innen, die in die Pension entlassen wurden, einen Geschenkkorb überreichen. Trotzdem wurde ich als Frau nach wie vor immer wieder infrage gestellt. Dann kam die nächste Wahl zur dritten Periode mit einer Überraschung: Eine zweite Liste war im Hintergrund heimlich gegen mich aufgestellt worden. Vor dieser Wahl erlebte ich eine schwere Zeit in der Arbeit. Es gab Drohungen und schlechte Nachrede.

Eigentlich war ich schon kurz davor, einfach das Handtuch zu werfen, doch durch viel gutes Zureden meiner Listenmitglieder habe ich mich dann doch durchgerungen, mich der Wahl zu stellen. Rund um die Wahl gab es eine Reihe von schwierigen Situationen, letztendlich habe ich aber doch einen Platz im Betriebsrat erhalten. Bei der konstituierenden Sitzung bekam ich dann das Angebot, die Stellvertreterin des Vorsitzenden zu werden, doch ich lehnte dankend ab. Ich nahm mir fest vor, meine Mitarbeit sehr zu beschränken, ich wollte sehen, wie sich die anderen bewiesen. Im Endeffekt konnte ich meine Arbeit als Betriebsrätin aber nicht lassen. In mir schlägt einfach ein gewerkschaftliches Herz, es lebt die Solidarität. Und die Mitarbeiter:innen wendeten sich mit ihren Problemstellungen dann erst recht wieder alle an mich. Jedenfalls habe ich vier Jahre durchgehalten, ich ließ die Betriebsratsarbeit nicht ruhen und musste dagegen ankämpfen, dass

die Betriebsrattätigkeit nicht einschloß. Zudem habe ich mich dafür eingesetzt, dass die bereits umgesetzten Errungenschaften erhalten bleiben.

Und auch die nächste Wahl kam. Ich entschloss mich dazu, wieder mit meiner eigenen Liste anzutreten, und diesmal führte es mich erneut zum Vorsitz. Ich glaube, ich habe mir in dieser Periode als Betriebsratsvorsitzende einen recht guten Ruf erarbeitet, die Mitarbeiter:innen wenden sich an mich, weil sie wissen, dass ich eine Ahnung habe oder – wenn nicht – weiß, wohin ich mich wenden kann. Mittlerweile habe ich auch ein gutes Ansehen in der Firmenleitung und ich werde nicht mehr oft hinterfragt. Es hat sich eine gute Zusammenarbeit ergeben, bei der auch mal der Betriebsleiter kommt und um meinen Rat fragt.

Ob meine Mitarbeiter:innen wirklich zufrieden mit meiner geleisteten Arbeit waren, wird sich dann Ende des Jahres bei den nächsten Wahlen herausstellen.

**Astrid Kraxner ist Betriebsratsvorsitzende und Bundes-
frauenvorsitzende der Gewerkschaft Bau Holz.**

Nur Jesus heilt umsonst

Sonja Reitlinger

Ich war so wütend. Richtiger Frust machte sich breit. Und ich bin mir sicher, dass es vielen meiner Kolleg:innen genauso ging. Bereits zum vierten Mal in Folge sollten wir, die Pflegekräfte der acht oberösterreichischen Ordensspitäler, eine Lohnerhöhung unter der Inflationsrate bekommen. Und dieses Mal war es noch schlimmer, es sollte eine Nulllohnrunde werden. Das konnte man sich doch nicht gefallen lassen!

Nach einer Beratung im Verhandlungsteam mit dem Fachsekretär der Gewerkschaft Vida brachen wir die Kollektivvertragsverhandlungen ab. Das Land Oberösterreich war einfach nicht gewillt, die Lohn- und Gehaltsanpassungen des Bundes zu übernehmen. Doch dieser war seit Jahren richtungsweisend für die Beschäftigten in unseren Spitälern – von Pflegekräften, Hebammen und Physiotherapeut:innen bis hin zu Büroassistent:innen, Küchenpersonal und Handwerker:innen – also für mehr als 10.000 Menschen, von denen die überwiegende Mehrheit Frauen war. Nun war guter Rat teuer! Eilig wurde eine Betriebsrät:innenkonferenz einberufen. Schließlich musste sich das Verhandlungsteam bei allen für die weitere Vorgehensweise das Okay holen. Und plötzlich stand das Wort Streik im Raum! Ich merkte, wie es einigen von uns damit nicht gut ging, auch ich hatte meine Bedenken. Die größte Herausforderung war: Wie bewegt man

Frauen zu einem Streik? Vor allem solche, deren Profession es ist, Menschen zu helfen? Wie geht man um mit der Aussage: „Ich kann doch meine Patienten nicht im Stich lassen!“ Dann folgte das Unvermeidliche: Als Vorsitzende der Fachgruppe Gesundheit in der Vida wurde ich als Verhandlerin und Sprecherin für dieses Vorhaben auserkoren. Eine Ehre, aber auch ein Himmelfahrtskommando, wie ich das sah. Viele Fragen drängten sich auf: Ein Streik in einem Krankenhaus? Wie sollte das gehen? Hatte es sowas schon zuvor gegeben? Aus Österreich war mir jedenfalls nichts bekannt.

Dennoch ließen wir uns auf dieses Wagnis ein. Denn wie sagt man so schön: „Ohne Kampf kein Mampf.“ Los ging es mit einer Betriebsräteschulung über Formen des Streiks. Wir entschieden uns für einen Perlenstreik, auch Schwerpunktstreik genannt. Einige Bereiche sollten bestreikt werden, doch der Versorgungsbetrieb und der Akutbetrieb sollten aufrecht bleiben. Aber noch war es nicht so weit, denn erst mussten wir die Kolleg:innen vor Ort informieren und überzeugen, damit alle zu uns ins Boot kamen. Dann gingen die Vorbereitungen los. Angefangen wurde mit einer Betriebsversammlung vor der Auslieferung des Mittagessens. Eine Herausforderung in einem Krankenhaus mit mehr als 1.000 Betten. Im ersten Schritt hieß das, dass wir mit jedem Essenstablett ein Informationskärtchen verteilten, das darüber informierte, warum es an diesem Tag das Essen später gab. Jedes Spital machte sein eigenes Programm, abgestimmt auf die Größe.

Unser tägliches Brot als Betriebsteam war es nun, Betriebsversammlungen zur Information der Beschäftigten zu organisieren, unsere lokalen Betriebsratsteams vor Ort immer wieder auf den neuesten Stand zu bringen und die weitere Vorgehensweise abzustimmen. In der Zwischenzeit brach für mich und mein Team in der

Firma die totale Eiszeit aus. Bei Gegeninformationsveranstaltungen der Geschäftsführung lag die Behandlung uns gegenüber deutlich unter dem Gefrierpunkt, wöchentliche Jours fixes dienten einzig und allein dazu, uns müde zu machen.

Nach unzähligen Gesprächen, teilweise auch mit Eigentümervertretungen und den Arbeitgebern, wurde in einer Betriebsversammlung und auch in einer Betriebsrätekonferenz der erste Streiktag festgelegt, es war der 13. Februar 2013, halbtägig. Für jedes einzelne Krankenhaus wurden Streikleitungen bestimmt. Das Ergebnis war mehr als eindeutig: 98 Prozent der Beschäftigten stimmten den Kampfmaßnahmen zu. Das letzte Angebot der Arbeitgeberseite war ein Prozent Lohnanpassung, jedoch maximal 20 Euro. Einige vermuteten, dass die Spitalsreform auf dem Rücken der Beschäftigten ausgetragen werden sollte. Dieser erste Streiktag war als Auftaktveranstaltung für weitere Kampfmaßnahmen geplant, falls die darauffolgenden Verhandlungen keine Gehaltserhöhung oberhalb der Inflationsrate oder eine 39-Stunden-Woche ergeben würden.

Plötzlich saß die hohe Landespolitik mit am Tisch. Der Landeshauptmann forderte eine Arbeitsgruppe zu diesem Thema. Bei der ersten Zusammenkunft dieser Arbeitsgruppe herrschte eine seltsame Atmosphäre. Die Tische waren in U-Form angeordnet. Linksseitig saßen die Arbeitgeber der Ordensspitäler, rechts wir und an der Stirnseite der Herr Landeshauptmann mit seiner Entourage. Unsere Arbeitgeber dürften ein Schweigegelübde abgelegt haben, denn von ihnen kam kein einziges Wort. Wir bekamen ein Angebot des Landes, das aber noch schlechter war als alles andere davor. Ich fragte mich, ob sie sich nicht schämten, uns und unsere Kolleg:innen so abzuspeisen. Wir vereinbarten eine Verhandlungspause zum Besprechen. Plötzlich lief mir der Herr

Landeshauptmann nach und wollte mich zum Einlenken bringen. Mein Kommentar an ihn war: „Das Gute an dieser Begegnung ist, dass wir uns in die Augen schauen können.“ Auseinander gingen wir wieder ergebnislos. Darauf folgte eine öffentliche Betriebsversammlung am Linzer Martin-Luther-Platz. Der Slogan lautete: „Nur Jesus heilt umsonst.“

Bei weiteren Betriebsrät:innenkonferenzen wurde dann ein zweiter, allerdings ganztägiger Streiktag für den 13. März 2013 beschlossen. Auch das Land schoss nun scharf! Offensichtlich auf Weisung hatte die Gesundheitsdirektion einen massiven Angriff auf das Streikrecht getätigt. In einem sogenannten amtlichen Schreiben wurden die Spitäler aufgefordert, arbeitsrechtliche Schritte gegen streikende Mitarbeiter:innen einzuleiten und streikende Beschäftigte durch Leasingpersonal zu ersetzen. Das schlug dem Fass endgültig den Boden aus.

Nach dem nächsten Streiktag gab es dann erneut eine Verhandlungsrunde, auch mit dem Land am Verhandlungstisch. Das Angebot lautete nun: ein Lohnplus von einem Prozent und eine Arbeitszeitverkürzung von 40 auf 39,2 Wochenstunden. Bei den darauffolgenden Betriebsversammlungen in den einzelnen Häusern nahm die Mehrheit der Beschäftigten dieses Angebot an. In den nächsten Verhandlungen wurde dann alles in Kollektivvertragsform gebracht, wobei die Arbeitszeitverkürzung sowohl in Geld als auch in Zeit abgegolten werden konnte. Für mich hat sich die Abgeltung in Geld aber im Nachhinein als Fehler herausgestellt, da mit zunehmender Personalknappheit kaum mehr jemand diesen Anspruch in Zeit nehmen konnte.

Für mich selbst war es eine extrem herausfordernde, stressige Zeit. Es bombardierte einen nicht nur die Presse beinahe Tag und Nacht und der Gang durch das Krankenhaus wurde immer

anstrengender, man musste auch bei vielen Playern der Stadt und verschiedenen Organisationen die Beweggründe und die Forderungen erklären. Eine Erfahrung war aber, dass wir sowohl die Bevölkerung als auch die Presse immer auf unserer Seite hatten. Vor allem die Menschen in meiner Stadt sprechen mich noch immer darauf an.

Heute bin ich sehr stolz auf mich und auch auf uns als Verhandlungsteam, weil wir das alles gut gemeistert haben.

Sonja Reitlinger ist Pensionistin und war bis Juni 2020 Zentralbetriebsratsvorsitzende des Klinikums Wels-Grieskirchen.



Der wichtigste Satz meines Lebens

Elisabeth Rokop

Familienrat am Esstisch in der Wohnküche meines Elternhauses. Die Mutter, der von Krankheit schon schwer gezeichnete Vater, meine zwei Brüder und ich, das Sandwichkind. Es müssen Entscheidungen getroffen werden, wie es mit der Familie weitergehen soll. Der Kleine noch in der Pflichtschule, der Große im Gymnasium, ich in der vierten Klasse Volksschule. Die Mutter meinte, die Buben sollen eine anständige Ausbildung bekommen, die Dirn in die Fabrik arbeiten gehen, wie alle Mädchen im Dorf, und dann irgendwann heiraten. Mein Vater erhob sich von seinem Essplatz und ich spürte, dass nun etwas Bedeutsames kommen würde. Selten wurde Vater laut, doch den für mein Leben so entscheidenden Satz sprach er zu uns fast in einem Befehlston: „Wenn die Buben eine Matura machen dürfen, darf die Elisabeth das selbstverständlich auch.“

Und so war es dann auch. Ich wollte unbedingt in die HAK, sie war aber damals eine Privatschule. Vater gab sein Okay unter der Bedingung, dass ich mir das Schulgeld selbst verdienen müsse. Es bot sich die Möglichkeit bei einer Tante, sie betrieb einen Obstgroßhandel, dort konnte ich ein paarmal die Woche mitarbeiten. Das hieß, dass ich um 2 Uhr nachts aus den Federn steigen musste, um nach Wien auf den Großmarkt zu fahren, und dann um 8 Uhr in die Schule. Während der ersten Stunden dort habe ich meistens

gedöst, die Toleranz und das Verständnis der Lehrer:innen war unbeschreiblich. Doch ich muss sagen, die Arbeit auf dem Großmarkt war auch hochinteressant und DIE Lebensschule für mich. Nach der Matura fand ich einen Job im Finanzamt, man suchte Betriebsprüfer. Da keine männlichen Kräfte für den Außendienst zur Verfügung standen, beschloss der Amtsleiter, es mit einer Frau zu versuchen.

„Junge Frau, Sie fangen zum nächsten Ersten in der Betriebsprüfung an. Haben Sie ein Auto? Nein? Dann kaufen Sie sich eines, Sie werden es brauchen.“

Der Start war etwas holprig. Der Abteilungsleiter begrüßte mich mit den Worten: „Mir wäre lieber gewesen, Sie wären nicht gekommen. Das ist kein Beruf für eine Frau.“

Die männlichen Kollegen reagierten auch nicht gerade mit Begeisterung. Doch mir kam meine Lebensschule vom Großmarkt zugute, ich gab nicht auf, fand die Tätigkeit spannend und nach einigen schwierigen Monaten wurde ich akzeptiert. Den Beruf als Betriebsprüferin übte ich mehrere Jahrzehnte aus. Nach und nach folgten viele Kolleginnen, darauf habe ich auch in meiner Funktion als Personalvertreterin geachtet. Heute ist es kein Thema mehr, ob Frau oder Mann.

Ich habe in meinem Berufsleben viele neue Wege beschritten. Oft wurden sie belächelt, heute sind sie selbstverständlich, wie etwa Teamarbeit oder Home-Working. Nicht alle meine Vorschläge waren erfolgreich. Ich bin zum Beispiel in den 80er Jahren beim Versuch, eine Altenpflege in unserem Dorf zu organisieren, kläglich gescheitert. Doch eine gelungene Aktion möchte ich gerne noch erwähnen: Als meine Tochter 1987 in die örtliche Volksschule kam, gab es keine Nachmittagsbetreuung. Aus der eigenen Not heraus suchte ich mir Mitstreiterinnen. Unsere Auftritte vor Politikern

sämtlicher Couleur und hochrangigen Beamten blieben vorerst erfolglos. Hilfe kam dann vonseiten unseres sehr fortschrittlichen Schuldirektors. Es gelang uns, eine Nachmittagsbetreuung zu organisieren, die bis heute funktioniert.

Elisabeth Rokop ist Pensionistin, Mutter und Großmutter und genießt ihre Zeit im Garten und mit Literatur.

Von Statistinnen zu Akteurinnen

Sonja Fischer

Mein Leben begann mit der Politik – und wahrscheinlich wird es auch damit enden. Ich wurde von meinem Politiker-vater, der auch Betriebsrat war, sozialisiert. Von Geburt an wurde ich zu den Maiaufmärschen mitgeschleift. Zwar hatte ich da natürlich noch keine Ahnung, worum es dort ging, aber ich spürte, dass ich in einer tollen Gemeinschaft aufwuchs. Später schickte er mich in einen tschechischen Kindergarten, für ihn als russlandtreuen Kommunisten war das ein Statement. Gemeinschaftliches Denken, Solidarität, der Antrieb, sich um andere zu kümmern und sie zu unterstützen, war seine Lebenseinstellung und auch das, was er mir mit auf den Weg gab. Damals war mir das natürlich noch nicht bewusst, den Einfluss meines Vaters erkannte ich erst sehr viel später.

Im Bereich der Gleichstellung wurde ich zum ersten Mal aktiv, als ich acht Jahre alt war. In der Volksschule hatte ich nämlich festgestellt, dass wir Mädchen im Sport – speziell beim Völkerball – nichts beitragen konnten und nur das Kanonenfutter waren. Es fühlte sich nicht richtig an! Wir Mädchen waren keine Statistinnen! Wir waren mehr. Mir war klar: Da muss sich etwas ändern.

Ich schlug meiner besten Freundin vor, am Nachmittag im Schulgarten Bälle schießen und fangen zu üben, um mehr Kraft aufzubauen, besser im Zielen zu werden. Wochenlang schossen wir uns

Bälle zu und erweiterten dabei langsam den Abstand zwischen uns. Die Schüsse wurden schärfer, das Fangen gelang immer besser. Interessiert wurden wir dabei von den anderen Mädchen unserer Klasse beobachtet, irgendwann kamen sie auf uns zu. Kurz erklärte ich ihnen unser Ziel: Wir wollten beim Völkerball richtig mitspielen und nicht nur als Statistinnen herumstehen. Ich lud sie ein mitzumachen und bald wurden wir immer mehr. Unsere Technik wurde immer besser und besser, und damit stieg auch unser Selbstbewusstsein. Am Ende des Schuljahres überraschten wir dann alle – wir konnten nicht nur mithalten, wir waren gut und trugen einen wesentlichen Teil dazu bei, dass es ein Spiel auf Augenhöhe war.

An meine Lehre als Industriekaufmann, ja, richtig gelesen, -mann, habe ich keine guten Erinnerungen. Wir Mädchen wurden hauptsächlich in den administrativen Bereichen ausgebildet, die Jungs durften in die technischen Bereiche – das hat mich schon damals ziemlich aufgeregt! Durch meinen ersten Freund kam ich in eine Jugendgruppe der Gewerkschaft der Privatangestellten (GPA). Er war Obmann dieser Jugendgruppe und im Präsidium der GPA-Jugend. Durch die Arbeit in der Jugendgruppe setzte ich mich mit vielen Themen auseinander, die bis dahin noch nicht so präsent für mich gewesen waren, vor allem in der Theorie: Solidarität, Friedensbewegung, Arbeitnehmer:innenrechte, internationale und nationale Gewerkschaftsthemen, Sozialpolitik und vieles mehr. Bald darauf wurde in der Jugendabteilung der GPA eine administrative Kraft gesucht und der damalige Jugendsekretär, Wolfgang, fragte mich, ob ich das übernehmen wolle. Gleich nach meinem Lehrabschluss, im November 1980, wechselte ich also in die GPA. Mein Vater war der glücklichste Vater der Welt – wenn ich schon nicht in der Politik arbeitete, dann wenigstens in

einer politischen Organisation, die sich um arbeitende Menschen kümmert. Und auch ich selbst spürte schon in den ersten Minuten: Hier war ich richtig.

Einmal im Monat gab es ein Treffen des Landesjugendvorstands der GPA Wien. In diesem Gremium wurde über die weiteren Tätigkeiten in den Jugendgruppen und auf Landesebene diskutiert und Neues beschlossen. Das Gremium bestand aus den vier Beschäftigten der Jugendabteilung, dem gewählten Jugendpräsidium, den Obmännern der Jugendgruppen und zusätzlich aus zwei bis drei Funktionären – meist Burschen oder jungen Männern im Alter von 16 bis 22. Vier bis fünf junge Frauen waren auch dabei, meistens waren es die Freundinnen der Obmänner. Sie sagten kaum etwas, trugen nichts zu den Diskussionen bei, hatten keine Meinungen und auch keine Ahnung, wie es schien. In der Erwachsenenorganisation der GPA gab es eine Frauenabteilung und nach ein paar Monaten hatte ich die Idee, so etwas Ähnliches auch in den Jugendorganisationen aufzubauen. Und konnte man so etwas nicht auch in der GPA-Jugend Wien installieren? Bald war es mein Ziel, Frauen aus allen Jugendgruppen zu überzeugen, dass sie mehr als „nur dabei“ sein konnten. Selbstbewusstsein aufbauen, die Angst vor dem Reden überwinden, sich bei den Themen, die ihnen wichtig waren, einbringen, frech sein, ja, auch mal auf den Tisch hauen und Zeit für sich selbst einfordern – das alles und vielleicht noch mehr ... Doch zuallererst musste ich meinen Chef überzeugen, musste mir von einem Mann Unterstützung holen, da es in meinem unmittelbaren Wirkungsbereich keine Frau gab, mit der ich das abklären und die mich unterstützen konnte. Also suchte ich sofort das Gespräch. Er war skeptisch und belächelte meine Idee. Doch obwohl er nicht wirklich daran glaubte, sagte er mir schließlich

seine Unterstützung zu. Wir jungen Frauen könnten uns treffen, in der GPA oder auch in Lokalen, und er würde uns mit kleinen finanziellen Beiträgen helfen. Mir war klar, allein würde ich das nicht schaffen. So beschloss ich, mir Mitstreiterinnen zu suchen. Eine befreundete Kollegin, Brigitte, die in der ÖGB-Jugend arbeitete, hatte ich gleich an meiner Seite. Ich wollte aber auch Frauen aus anderen Gewerkschaften dabeihaben. Eva, die damalige Jugendvorsitzende der Gewerkschaft Textil-Bekleidung-Leder, musste ebenfalls nicht lange überzeugt werden.

Leider weiß ich kein genaues Datum mehr, aber es muss Anfang des Jahres 1982 stattgefunden haben: unser erstes Treffen. Wir waren rund zehn junge Frauen und wir spürten, dass hier etwas Großartiges entstand!

Wir engagierten Expertinnen, um unsere Rhetorik zu verbessern und um uns Wissen anzueignen. Wir kreierten unsere eigenen T-Shirts, wir schrieben gemeinsam Theaterstücke über Mädchen- und Frauensituationen, die wir bei großen Jugendveranstaltungen aufführten. Wir wuchsen, wir lernten und wir öffneten Augen und Münder! Die männlichen Jugendfunktionäre schmunzelten anfangs und zogen es ins Lächerliche. Aber wir blieben hartnäckig und ließen uns nichts gefallen, und bald schon merkte man die Verunsicherung bei den jungen Männern. Leider sind auch ein paar Beziehungen an unserem Wachsen gescheitert und Freundschaften zerbrochen, doch endlich gab es weibliche Jugendgruppenobmänner – am Titel mussten wir noch arbeiten – junge Frauen, die mitredeten und ihre Meinung sagten.

Für mich war das ein kleines Märchen und für mein weiteres Leben ein Meilenstein! 1985 bekam ich eine Tochter und ging von der Jugendabteilung zuerst in Karenz und wechselte danach in eine andere Abteilung. Meine Tochter habe ich so erzogen, dass

ihr später niemand helfen musste, selbstbewusst zu werden. Ich wollte ihr im Rahmen meiner Möglichkeiten jede Unterstützung bieten, eine angstfreie Umgebung für sie schaffen, Geborgenheit und Sicherheit für ihre Handlungen bieten, ihr Wissen und ihre Bildung fördern, sie Empathie und Fürsorge lehren. Für mich ist das ein Garant für ein bewusstes, selbstsicheres Leben. Und sie hat es geschafft: Meine Tochter ist heute Sozialarbeiterin mit Leitungsfunktion im Bereich der Altenbetreuung.

Brigitte, Eva und ich waren alle bis zu unserer Pensionierung im und rund um den ÖGB beschäftigt. Wir blieben auf dem Weg, Frauen zu unterstützen, Ungleichheiten aufzuzeigen und wir waren weiter laut. Brigitte und ich waren viele Jahre in der Bildung tätig, Eva war sogar einige Jahre Frauensekretärin des ÖGB. Ich weiß, wir drei werden niemals leise sein und aufhören, uns für Frauen und andere Menschen einzusetzen!

Sonja Fischer ist Pensionistin, Sportlerin und Omi und war viele Jahre im und um den ÖGB beschäftigt.



Nicht Herr Doktor genug

Dagmar Stunf-Begusch

Habe ich erreicht, was ich mir immer vorgestellt habe?

Des Öfteren passierte es in meinem Beruf als Unfallchirurgin, dass ich zu einer Gerichtsverhandlung eingeladen wurde. Einladung wurde es immer genannt, nicht Vorladung, das Wort steht nur auf dem Papier der klagenden Partei. Ich wurde als Zeugin geladen, nicht als Angeklagte, aber trotzdem fühlte es sich immer so an, als wäre man schuldig und hätte ein Verbrechen begangen. Es ging immer darum, unzufriedenen Patient:innen zu erklären, warum ich eine Behandlung so und nicht anders durchgeführt hatte. Es war eine zermürende Prozedur, die von niemandem unter meinen Kolleg:innen jemals geliebt wurde. Schon das Warten vor dem Gerichtssaal trieb mir jedes Mal den Angstschweiß auf die Stirn. Erst, wenn ich aufgerufen wurde, ging der Puls ordentlich in die Höhe. Die Fragen gingen immer sehr ins Detail und fühlten sich an wie tausend spitze Nadeln, die in mein Medizinerinnenfleisch getrieben wurden.

Aber diesmal kam es ganz anders. Der Richter fragte den „geschädigten“ Patienten Herrn B.: „Ist das die Ärztin, die die Visite bei Ihnen durchgeführt hat?“

Bevor ich Ihnen erzähle, was der Patient antwortete, möchte ich etwas über meinen Werdegang als Unfallchirurgin erzählen. Schon vor dreißig Jahren begann ich, meine Liebe zur Unfallchirurgie

zu entdecken. Damals war ich als Frau noch eine Seltenheit unter den Bewerbern, und für die Chefs, die Herrn Primare, ein rotes Tuch. „So etwas macht man nicht als Frau“, sagten sie. „Sie können hingehen, wohin Sie wollen, aber bei mir sind Sie falsch“, habe ich auch gehört. Aufgeben war für mich aber trotzdem keine Option. Voller Elan und Enthusiasmus habe ich mich den Aufgaben gestellt, die auf mich zukamen. Ich werde es ihnen schon zeigen, dachte ich mir, immer in der Hoffnung, dass sich eines Tages diese verstaubte Einstellung ändern würde. Ich lernte nicht nur fachlich viel dazu, sondern machte auch die Erfahrung, dass sich nicht nur die Chefs und die männlichen Kollegen ablehnend verhielten, sondern auch Patient:innen, Männer wie Frauen.

Nicht alle, es gab auch Ausnahmen, aber eben nur Ausnahmen. Ich wollte zeigen, dass ich als weibliche Unfallchirurgin genauso viel leisten konnte und vor allem auch dieselbe Anerkennung verdiente. Es kostete mich viel Energie und Aufwand, die Karriereleiter hinaufzusteigen, doch es gelang mir. Ich bildete mir ein Netzwerk aus netten Kollegen in anderen Krankenhäusern und führte viele herausfordernde Operationen durch. Die Kommunikation mit den weiblichen Kolleginnen blieb bis zu meiner Pensionierung allerdings wechselhaft wie das Wetter.

Wichtig war mir, die Anerkennung zu bekommen, die auch meinen männlichen Kollegen entgegengebracht wurde, doch das gelang mir nicht. Bei meinen Kollegen hieß es immer: „Der Herr Doktor kommt.“ Und bei mir: „Wo ist denn der nette Doktor heute?“, und ich antwortete: „Heute bin ich Ihre Ärztin.“ „Aha“, hieß es dann nur.

Zugegeben, ich ärgerte mich und habe nie geschafft, das Ganze in die „richtige Kehle“ fließen zu lassen. Doch es war in meinen Augen ein riesiger Brocken, den schluckte ich nicht einfach so.

Auch Kollegen äußerten sich oft so, aber das war ein anderes Thema und da wehrte ich mich auch.

Wie liefen meine Tage als Unfallchirurgin überhaupt ab? Üblicherweise begann man mit der gemeinsamen Dienstbesprechung um 7 Uhr morgens, sehr früh für eine leidenschaftliche Langschläferin wie mich. Aber die Leidenschaft für das Fach war größer. Man besprach die Röntgenbilder und komplizierten Verläufe der Erkrankungen der Patient:innen, dann lobte der Chef die Arbeit der einen und kritisierte die Fehler der anderen. Danach begaben sich alle an ihre Arbeitsplätze, entweder in den Operationssaal, die jungen Kolleg:innen in die Erst-Ambulanz, einige in die Nachbehandlung. Eben diese wurde von uns als das „Tal der Tränen“ bezeichnet und war bei niemandem sehr beliebt. Wer einmal dort gearbeitet hatte, wusste, warum sie so hieß, die Patient:innen jammerten dort sehr viel. Am beliebtesten war der OP-Saal, das Herzstück jedes Chirurgen, dort verdiente man sich die Lorbeeren, außer es lief nicht gut, was auch passieren konnte. Und einer oder eine durfte die Stationsvisite machen, in Begleitung der stationsführenden Schwester als Unterstützung. Auf meiner Station war es eine männliche „Krankenschwester“. Die Einteilung, wer wann und wohin ging, erfolgte durch den Chef und wurde für jeden Tag ausgeschrieben. Alle Wochen-, Feier- und Sonntage. Ich ließ viel Energie in meine Arbeit fließen und als Belohnung gab es gute Ergebnisse und viel positives Feedback von den Patient:innen. Doch es waren nicht alle zufrieden und freundlich, es gab auch unzufriedene Menschen, die ihren Frust loswerden wollten. Eben zum Beispiel mit der Frage: „Ist auch ein Doktor da?“ Und dann kam diese letzte Gerichtsverhandlung, in der ich wie immer in Erwartung lästiger Fragen etwas angespannt war. Der Kläger, Herr B., wurde also gefragt: „Ist das die Ärztin, die Sie visitiert hat?“

Ich dachte mir noch, oh je, der schaut aber böse. Dann sagte er plötzlich vehement: „Nein, ganz bestimmt nicht. Es war definitiv ein männlicher Kollege.“ Und er blieb bei seiner Aussage. Mir wurde bewusst, dass er den Krankenpfleger unserer Station für den Arzt gehalten hatte, und er ließ sich auch nicht mehr von dieser Meinung abbringen. Der Richter entschuldigte sich bei mir, dass er mich einbestellt hatte, ich sei diesmal umsonst gekommen. Herr B. hatte mir das unangenehme Frage- und Antwortspiel ungewollt erspart. Ich fuhr ausnahmsweise sehr zufrieden nach Hause.

Dagmar Stunf-Begusch war 30 Jahre lang als Fachärztin für Unfallchirurgie mit Spezialisierung auf Handchirurgie tätig und ist heute Wohnsitzärztin.

Schachzüge des Lebens

Ella-Maria Nageler

Da stand ich nun. Erschöpft, glücklich und zufrieden – so viele lächelnde Gesichter, die mir applaudierend entgegenstrahlten und mir ein tiefes Gefühl von Wertschätzung gaben. Ein Saal voll energiegeladener Gewerkschaftsfrauenpower!

Der ganze Stress, die liegengebliebene Hausarbeit, die zermürenden Diskussionen mit meiner Familie und auch mit Kolleg:innen über Kleinigkeiten, all das war auf einen Schlag vergessen. Ich hatte meine erste große Hürde als neue Bundesfrauensekretärin in einer männerdominierten Gewerkschaft genommen. Und vielleicht sogar gar nicht mal so schlecht.

In diesem Moment musste ich an meinem Vater denken ...

Mein Vater war ein rumänischer Auswanderer. Er wollte, wie so viele andere, seiner Familie ein besseres Leben ermöglichen. Aber ich glaube, er war auch ein Abenteurer. Die Neugier darauf, was alles möglich ist, hat ihn gelockt.

1980 floh er mit meinem Bruder und mir sowie vier seiner Geschwister und deren Familien in einem Doppeldeckerflugzeug, das eigentlich zum Rübenbesprühen gedacht war, nach Österreich, und später weiter nach Australien. Meine Mutter war nicht dabei. Wir waren eine Truppe von 18 Personen, suchten uns Unterkünfte nahe beieinander und unterstützten uns gegenseitig, so gut wir konnten. Wenn ich heute die alten Bilder durchschaue,

sehe ich Ausflüge, Partys, ausgelassene Spieleabende. Mein Vater spielte am liebsten Schach. Es schien, als wären wir alle glücklich. Doch nach zwei Jahren beschloss mein Vater, mit uns wieder zurück nach Europa, nach Österreich, zu gehen. „Nur vorübergehend, bis Mama zu uns kommt!“, sagte er oft, wohl auch, um uns zu beruhigen. Für mich war es damals nur noch ein Abenteuer, ich war ja gerade erst vier Jahre alt. In Österreich kamen wir bei entfernten Verwandten meiner Mutter in der Obersteiermark unter. Wir hatten dort ein kleines Haus mit einem großen Garten und ich für meinen Teil fühlte mich wohl und fand schnell Freunde. Meinem Bruder, bereits acht, fiel der Wechsel viel schwerer, er hoffte noch mehr als ich, unsere Mutter wiederzusehen.

Doch meine Mutter kam nie nach.

Es gab viele Briefe, lange Telefonate und Tränen. Und mit der Zeit veränderte sich mein Vater. Er begann, sich zu isolieren, wurde depressiv. Er fühlte sich schlecht behandelt und verfolgt. Die Jahre vergingen, und irgendwann kam ein Brief mit den Scheidungspapieren. Danach wurde es schlimmer. Er verlor seinen Job und zog sich völlig zurück.

Ich war inzwischen im Gymnasium, fühlte mich dort aber überhaupt nicht wohl. Anders als in der Volksschule hatte ich kaum Freund:innen. Ich war überfordert, wurde wegen meines burschikosen Kleidungsstils, der getragenen Kleider meines Bruders, oft gehänselt. Meine Noten spiegelten meine innere Lage wider. Auch die finanziellen Engpässe machten mir zu schaffen. Ich empfand vieles als ungerecht, wusste aber nicht, mit wem ich darüber sprechen konnte.

Am 1.3.1990 änderte sich mein Leben schlagartig. Mein Vater nahm sich das Leben. An die Zeit unmittelbar danach kann ich mich nicht erinnern. Im Nachhinein betrachtet, hatten mein Bruder und ich

das riesengroße Glück, dass wir uns zu dieser Zeit in Österreich, in diesem kleinen, ländlichen Dorf befanden. Wir wurden von der Gemeinschaft aufgenommen, es fanden sich sofort freiwillige und bekannte Familien, die uns aufnahmen und unterstützten. Und das, ohne etwas dafür zu bekommen, einfach so! Ich konnte es damals nicht so spüren, aber jetzt als erwachsene Frau und Mutter weiß ich: Das war gelebte Solidarität.

Mit 13 kam ich zu einer Pflegefamilie, mein Bruder zu einer anderen. Von da an sahen wir uns nur noch alle paar Wochenenden und ein paarmal in den Ferien. Er besuchte eine HTL im Burgenland und seine Pflegefamilie war oft unterwegs. Ich fühlte mich nie ganz wohl bei „meiner“ Familie – obwohl sie freundlich waren, ein großes Haus hatten und wirklich versuchten, mit mir klarzukommen. Aber heute, als Mutter zweier vorpubertierender Mädchen – ich liebe sie wie verrückt – verstehe ich: Es lag nicht an ihnen. Es lag an mir und an meiner Situation.

Mit 16 begann ich eine Lehre als Hotel- und Gastgewerbeassistentin in einem Fünf-Sterne-Hotel. Dort lernte ich zum ersten Mal, was es heißt, keine Arbeitnehmer:innenvertretung zu haben. Arbeiten bis spät in die Nacht und mehr als zehn Stunden am Tag war keine Seltenheit.

Bei meiner Pflegefamilie war ich zu dieser Zeit immer weniger. Ich nutzte die Möglichkeit eines Personalzimmers gerne und nach einem heftigen Streit mit meiner Pflegemutter packte ich meine Sachen und zog endgültig von dort aus.

Meinem Lebensmensch, meinem Mann, dem Vater unserer zwei Töchter, verdanke ich, dass ich zur Gewerkschaft fand. Weil ich ihm nach Graz folgen wollte, suchte ich dort Arbeit – und fand viel mehr als nur einen Job. Seit 2004 bin ich nun bei der Gewerkschaft Bau-Holz beschäftigt. Ich erinnere mich noch

gut an mein Vorstellungsgespräch, nervös war ich, politisch ein unbeschriebenes Blatt. Von Gewerkschaftsarbeit hatte ich nur vom Hörensagen eine Vorstellung. Mein jetziger Vorgesetzter führte damals das Einstellungsgespräch und aus einem ersten Kennenlernen wurde über die Jahre eine Weggemeinschaft, eine kämpferische Freundschaft.

„Na Mädl, ich glaub, du musst zu mir!“, sagte er damals vor dem ersten Gespräch im Stiegenhaus zu mir. Und er sollte recht behalten.

Wie ich es geschafft habe, nun vor einer großen Menge weiblicher Funktionärinnen der GBH als Bundesfrauensekretärin zu sprechen? Die Gewerkschaft hat mir nicht nur einen Arbeitsplatz gegeben, sondern auch einen Platz, an dem ich als Mensch gesehen wurde. Ich durfte mich weiterbilden, meine Stärken zeigen und manchmal auch meine Schwächen. Ich konnte viele Bereiche der Bewegung kennenlernen und Menschen helfen. Und wenn ich heute zurückblicke, ist genau das wohl das Schönste an diesem Beruf: zu helfen, wenn jemand Hilfe braucht.

Rückblickend muss ich sagen, dass ich trotz all der negativen Ereignisse und Verluste in meinem Leben großes Glück hatte. Durch meine Stärke und Selbstständigkeit lernte ich in erster Linie Männer kennen, die mich gefördert haben. Vielleicht, weil ich von einem alleinerziehenden Vater erzogen wurde? Wer weiß. Das typische Rollenbild hat bei mir jedenfalls nie eine Chance.

Ella-Maria Nageler ist Bundesfrauensekretärin der Gewerkschaft Bau Holz.

Der Kampf darf niemals enden

Klaudia Friebe

Mit der Gründung des ÖGB im Jahr 1945 wurde statutarisch verankert, dass in allen Bundesländern und Gewerkschaften Frauenabteilungen einzurichten sind. Das war gut und richtig, aber erst der Beginn eines zum Teil sehr schwierigen Weges. Es folgen meine Eindrücke aus mehr als 42 Jahren hauptamtlicher Gewerkschaftsarbeit, begonnen als Schreibkraft in der Gewerkschaft der Lebens- und Genussmittelarbeiter (LUGA), beendet als Bundesfrauenvorsitzende in der PRO-GE.

Meine Tätigkeit in der Gewerkschaft der LUGA begann am ersten Tag mit folgender Einschulung. „Wir haben schon einiges für Sie vorbereitet. Frauen und Jugend. Beides mag niemand von uns machen.“ Damals war man mit mir per Sie. Somit war meine Karriere besiegelt.

Die „wichtigen“ politischen Sekretäre waren ausschließlich Männer, die Arbeit war mit hoher Reisetätigkeit verbunden. Das konnte man zu diesem Zeitpunkt Frauen nicht zumuten und es wäre meist auch mit ihren privaten Verpflichtungen nicht vereinbar gewesen. Kurzum wurde es so von den Männern entschieden.

Doch sehr bald änderte sich etwas. Nämlich zu dem Zeitpunkt, als die erste Frau den Anspruch stellte, in der Sozialakademie die rechtliche Ausbildung zur politischen Sekretärin zu machen, und danach auch eine Tätigkeit im politischen Bereich anstrebte.

Einige Männer fielen damals sicher vor Schreck fast vom Sessel. Für die Frau war der Weg sehr steinig, doch schlussendlich hat sie sich durchgesetzt. Es war der erste Erfolg einer starken Frau, aber schon damals hatte sie Unterstützung von solidarischen Männern, die danach erfreulicherweise immer mehr wurden.

Trotzdem war es ein weiter Weg. Frauenarbeit zu machen, war zu diesem Zeitpunkt ziemlich exotisch. Man wusste nicht so genau, worüber Frauen diskutierten.

Nachtarbeit und der Kampf um Gleichstellung

Dabei standen gerade bei den Arbeiterinnen im Lebensmittelbereich sehr wichtige Themen im Vordergrund, wie etwa das Nachtarbeitsverbot für Frauen. Es wurde besonders im Bereich der Bäcker:innen sehr konträr diskutiert. Zu diesem Zeitpunkt durften Frauen den Beruf der Bäckerin erlernen und in der Lehrzeit ohne Ausnahmegenehmigung vor 6 Uhr arbeiten, nach Ende der Lehrzeit aber nicht mehr, weil in Österreich das Nachtarbeitsverbot für Frauen galt. Frauen fanden das sehr ungerecht, weil auch sie bereits ab 5 Uhr arbeiten wollten, um zumindest für eine Stunde den gut bezahlten Nachtarbeitszuschlag zu erhalten. Allerdings war ihnen nicht ganz bewusst, dass sie damit auch das Privileg, nicht in der Nacht arbeiten zu müssen, abgeben würden. Hier entstand erstmals eine Diskrepanz zwischen Facharbeiterinnen und angelernten Arbeiterinnen. Dank einer starken Frauenvorsitzenden konnte eine Öffnung verhindert werden. Es war meine erste Erfahrung mit dem Kampf einer starken Frauenorganisation. Allerdings fiel das Nachtarbeitsverbot wenige Jahre später und seit diesem Zeitpunkt dürfen auch Frauen in der Nacht arbeiten. Die Diskussion rund um das Frauennachtarbeitsverbot zog sich durch alle Branchen. Es war aber trotzdem ein Erfolg – vor allem

für die Frauen in den Arbeiter:innengewerkschaften –, da in sehr vielen Kollektivverträgen wesentliche Schutzmaßnahmen für Frauen erreicht werden konnten.

Obwohl Frauenabteilungen immer noch ein wenig exotisch behandelt wurden, haben besonders Gewerkschafterinnen sehr viel für Frauen erreicht. Mit einem Urteil des Verfassungsgerichtshofes wurde das unterschiedliche Pensionsantrittsalter aufgehoben. Es war der Verdienst zahlreicher starker Frauen in der Gewerkschaftsbewegung, die sehr konsequent und solidarisch mit den Politiker:innen das Gleichbehandlungspaket verhandelt haben und so einen wesentlichen Teil zur Gleichstellung von Frauen beigetragen haben. Maßnahmen, zu deren Umsetzung auch Männer verpflichtet waren.

Frauenpolitik und Errungenschaften

In die Jahre nach der Gründung des ÖGB fiel auch die Einführung des Familienlastenausgleichsfonds. Damit erfolgte eine Umverteilung von jenen, die aktuell nicht für Kinder zu sorgen haben, hin zu jenen, die versorgungspflichtige Kinder haben. Der Fonds ist so konzipiert, dass die Familienleistungen unabhängig von der Ausstattung des Budgets gesichert sind. Leistungen für den Mutter-Kind-Pass (heute Eltern-Kind-Pass), Kinderbetreuungsgeld, kostenlose Schulbücher, Schülerfreifahrten, Elternbildungsangebote und Unterhaltsvorschüsse werden damit finanziert. Auch die besonders für Frauen so wichtigen Beiträge für pensionsbegründende Kindererziehungszeiten werden daraus bezahlt. Eine starke Frauenorganisation wird auch in Zukunft danach trachten müssen, dass – vor allem in der aktuellen Diskussion um die Senkung der Lohnnebenkosten – diese Errungenschaften nicht wieder verloren gehen. Die Einführung der Einkommensberichte

und die Anrechnung der Karenzzeiten für alle dienstzeitabhängigen Ansprüche sind Errungenschaften auf Initiative starker Frauenorganisationen in den Gewerkschaften und im ÖGB.

Es war und ist zum Teil noch immer so, dass genau diese Themen von den Frauenorganisationen aufgegriffen werden und die Forderungen dazu erarbeitet werden. Obwohl diese Forderungen auch zum Vorteil von Männern sind, Stichwort Papamonat, haben sich immer die Frauenorganisationen solidarisch dafür eingesetzt.

Die Frauenquote und ihre positiven Folgen

Dass die Bedeutung und Präsenz der Frauenorganisationen in den Gremien der Gewerkschaften zugenommen haben, ist auch dem aktuellen Zeitgeist zu verdanken. Mit der Implementierung der Gender-Mainstreaming-Strategie und dem Bewusstsein, dass Frauen das Recht auf dieselbe Teilhabe haben, haben sich schlussendlich auch die Statuten immer wieder weiterentwickelt und bilden nun auch den weiblichen Mitgliederanteil ab. So ist es unvorstellbar, dass Frauen nicht vertreten sind. Es bedarf auch einiger Lernbereitschaft unserer männlichen Kollegen, um den verpflichtenden Frauenanteil einzuhalten. Die Argumentation „Wir finden keine Frau“ sollte damit endlich der Vergangenheit angehören.

Natürlich darf diese Entwicklung nicht stehen bleiben. Der Zugang dazu unterscheidet sich auch im städtischen und im ländlichen Bereich. Selbst wenn die Wege in der Großstadt wesentlich einfacher und kürzer sind, bedarf es weiterhin organisatorischer Anstrengungen, damit Frauen in Gremien vertreten sind und Zugang zu gewerkschaftlicher Weiterbildung erhalten, meist zusätzlich zu ihren privaten Betreuungsverpflichtungen. Der Begriff

„Frauenförderung“ ist nach wie vor hochaktuell und es sollte auch hier zu keinem Stillstand kommen.

Positiver Ausblick

Frauen in der Gewerkschaft haben sich in den vergangenen Jahrzehnten etabliert. Das ist eine sehr gute Entwicklung. Heute sind bestens ausgebildete und qualifizierte Frauen sowohl im hauptamtlichen Bereich als auch als Funktionärinnen zu finden. Sie sind Arbeiterinnen, Angestellte, Beamtinnen, Betriebsrätinnen, Personalvertreterinnen und Fachexpertinnen. Die Diskussion, ob eine Frau eine politische Ausbildung oder eine gewerkschaftliche Weiterbildung machen darf oder nicht, gibt es nicht mehr.

Nach mehr als 42 Jahren ist mein Fazit sehr positiv und hoffnungsvoll. Es ist nicht so, dass die Herausforderungen weniger werden. Im Gegenteil, die schwierige wirtschaftliche Situation und die noch immer nicht vollständige Gleichstellung wird auch die nächste Generation von Gewerkschafter:innen beschäftigen.

Dazu braucht es in Zukunft engagierte Menschen, die bereit sind, ehrenamtlich zu arbeiten, aber mit der vollen Überzeugung, etwas verbessern zu können. Starke Frauen, aber auch solidarische Männer, denn nur gemeinsam wird man etwas erreichen können. Die Errungenschaften sind messbar. Sie zu bewahren und weiterzuentwickeln ist ein Gebot der Stunde. Der Kampf dafür darf niemals enden.

Klaudia Friebe war bis 2023 Bundesfrauenvorsitzende und stellvertretende Bundesvorsitzende der Gewerkschaft PRO-GE, heute ist sie Vorsitzende des Österreichischen Frauenringes.

Der Weinstock tanzt wieder

Mahboobeh Bayat

Mein Name ist Mahboobeh, das ist ein persischer Mädchenname. Er bedeutet „die Beliebte“. In Österreich nennt man mich Mubi, Mabo, Mabobe, Maoi, Mohabe ... und manchmal sogar: Mahboobeh!

Als Kind wollte ich Tänzerin werden. Und das war ich auch schon früh, zumindest auf privaten Festen im Elternhaus. Ob Bauchtanz, persischer Tanz, Bollywood oder sogar Breakdance: Ich habe solo getanzt vor unseren Gästen, manchmal waren es mehr als siebzig. Nicht perfekt, aber mit ganzem Herzen. Für ein Mädchen, das unter den Repressionen des Mullah-Regimes aufgewachsen war, war das ein unglaublicher Akt des Mutes.

Wien ist meine Wahlheimat. Geboren und aufgewachsen im Iran, kam ich mit 19 Jahren hierher, ohne Geld, ohne ein Wort Deutsch zu verstehen oder zu sprechen. Heute lebe ich länger in Wien, als ich im Iran gelebt habe. Ich finde, es ist an der Zeit, von meiner Integrationserfahrung zu erzählen, denn die zunehmenden Debatten über Integration, Migration und die sogenannte „Leitkultur“ machen etwas mit mir.

Im Iran wachsen Weinstöcke kriechend auf dem Boden, sie gedeihen dort prächtig und tragen süße Früchte. Die stehenden Weinstöcke rund um Wien waren für mich eine große Überraschung, und das, obwohl ich keine Weinexpertin bin. Ich selbst

wollte lange wie ein Olivenbaum sein: standhaft, sturmerprobt, tief verwurzelt. So muss Integration aussehen, dachte ich mir. Anpassung, Stärke und das Tragen von Früchten trotz Wind, Dürre und Feuer. Ich versuchte also, aus einem zarten Weinstock einen Olivenbaum zu machen. Doch das sollte ein Irrtum sein und ist irgendwann zu meiner persönlichen Metapher für „Überintegration“ geworden.

Mein beruflicher Fokus sollte meine Integration in die europäische Industrie werden: Als aufstrebende IT-Technikerin möchte ich mir keine Grenzen für meine Weiterentwicklung setzen und habe mich meiner Profession und internationalen Berufseinsätzen mit voller Hingabe gewidmet. Ziel war es dabei auch, genauso viel Geld zu verdienen wie die Männer, denn ich arbeite hauptsächlich mit Männern zusammen. Auf vielen Bühnen sehe ich bis heute ausschließlich männliche Besetzungen bis auf die oft weibliche Moderation. Ich sitze also im Publikum, während die Herren auf der Bühne stehen. Oft bin ich dann mit ihren Schuhen auf Augenhöhe. Daher nebenbei eine kleine Bitte an sie: „Pflegen Sie bitte wenigstens Ihre Schuhe, meine Herren, oder kaufen Sie sich Neue. Ich bin mir sicher, Sie können es sich leisten.“

Bei meinen beruflichen Einsätzen werde ich oft gefragt, wie ich meinen Job mit zwei Kindern unter einen Hut bekomme. Interessanterweise stellen mir diese Frage meist Männer, die nicht selten selbst zwei oder mehr Kinder zu Hause haben. In einem technischen Workshop, den ich für eine rein männliche Gruppe eines Mobilitätsdienstleisters gehalten habe, wurde ich zunächst weder angeschaut noch angesprochen. Das änderte sich erst, als ich meinen akademischen Titel sichtbar gemacht und dezidiert um einen respektvollen Umgang gebeten habe.

In meiner langen Zeit des Strebens nach Zugehörigkeit und Anerkennung in der österreichischen „Leitkultur“ und in der männlich geprägten Industrie habe ich über die Jahre hinweg die Tänzerin in mir verloren. Keine Auftritte mehr, kein Üben, kein Glanz. Ich verlor auch meinen Mut.

Doch irgendwann wurde mir klar: Ich bin kein Olivenbaum, ich bin auch kein Mann. Ich bin ein zarter Weinstock, umgepflanzt aus dem Iran, der nun in Wien aufrecht wachsen soll, gezwungen zu stehen, zu tragen, zu funktionieren. Das geht, aber es tut weh. Es bringt keine Entfaltung, keine Leichtigkeit, keine Fülle. Doch die Kraft der Frauen sollte mich schlussendlich wieder zum Tanzen bringen: Während meiner Suche nach Augenhöhe und Zugehörigkeit begegnete ich den sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Frauen in Österreich. Zudem beeindruckten mich die mutigen Frauen im Iran, die im Jahr 2022 eine feministische Revolution gegen das Regime begannen und diese bis heute trotz Lebensgefahr fortsetzen. Die Tänzerin in mir kam zurück, stärker, sehnsüchtiger, voller Tatendrang. Und von nun an wird sie nicht mehr nur tanzen, sondern auftreten, sichtbar sein, wirken. Für Frauen, für Freiheit und für eine feministische Bewegung, viel größer als ich selbst. Für eine Revolution, die in die Geschichtsbücher eingehen wird. Für #FrauLebenFreiheit.

Ganz ehrlich: Wen kümmert schon, wo genau der Ursprung der Shiraz-Weinrebe liegt? Hauptsache, ihre Früchte schmecken. Hauptsache, sie tut gut. Hauptsache, sie bringt Freude. Daher gilt für meine zwei wunderbaren steirisch-persischen Kinder, die in Wien aufwachsen: Ihr seid die Perlen und die ganze Welt ist eure Muschel.

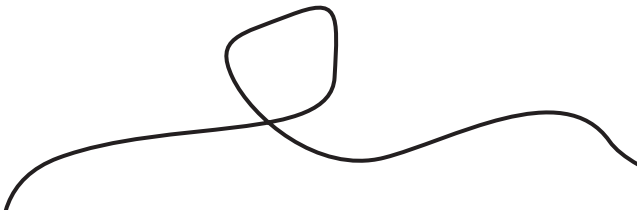
Ich habe Jahre gebraucht, um zu erkennen: Blinde Integration und permanenter Anpassungskampf, das bringt einen nur von

sich selbst weg. Und es hilft auch der Gesellschaft nicht. Meine Herausforderung war und ist meine Herkunft. Meine Strategie: Vorurteile erkennen und ihnen keine Macht geben. Mich mit den richtigen Menschen vernetzen. An Gleichheit, Gerechtigkeit und Demokratie glauben und mich dafür einsetzen.

Für das letzte Drittel meines Lebens habe ich mir etwas vorgenommen. Ich möchte Lebensfreude und Gelassenheit verbreiten, meine Wurzeln, meine Trauben, meine Gaben. Und ja, das darf in Wien sein. Ich habe dieser Stadt viel zu verdanken. Ich habe ein Stipendium erhalten und konnte so mein Informatikstudium an der TU Wien in zehn Semestern abschließen – in einer fremden Sprache. Ich jogge seit über 25 Jahren durch die Wälder, Parks und Straßen von Wien. Früh, spät, bei Regen oder Schnee, allein oder in Begleitung, noch nie ist mir etwas passiert. Hier gibt es die E-Card, kostenlose medizinische Versorgung, Schulen und Kindergärten für alle. Hier stehen noble Häuser ohne Stacheldraht. Hier sitzen Politiker:innen und Star-Anwält:innen mit meiner Familie im selben Kaffeehaus. In Wien habe ich geliebt, werde geliebt, habe gefeiert und zutiefst getrauert.

Wenn man mich heute fragt, wie ich heiße, sage ich klar und deutlich: Mahboobeh. Früher habe ich meinen Namen verschluckt, aus Angst, dass jemand stolpern könnte. Aber das war zu viel Integration. Jetzt stehe ich zu meinem Namen, zu meinen Wurzeln, zu meinen Trauben. Und ich tanze wieder.

Mahboobeh Bayat ist Key Account Managerin bei einem großen Industrieunternehmen, Frauenvorsitzende sowie stellvertretende Bezirksvorsteherin in Wien Döbling.



Altes und neues Selbstbild

Manuela Scheffl

Ihr Name ist Gloria, sie ist 35 Jahre jung. Wenn sie sich bewegt, tut sie das mit sportlicher Leichtigkeit, sie spricht klar und ruhig. In ihrem Blick liegt ein sanfter, schüchterner Humor, aber auch eine aufrichtige, warmherzige Ausstrahlung.

Schon vor einigen Jahren begleitete ich Gloria im Coaching. Damals stand sie an einem Wendepunkt, ein Burnout hatte sie aus dem Gleichgewicht gebracht. Doch sie kämpfte sich zurück, fand ihre Stabilität wieder und kehrte schließlich in ihren langjährigen Beruf als Buchhalterin in einer kleinen, traditionsreichen Kanzlei zurück. Gloria liebt ihren Beruf. Sie mag die Struktur, die Zahlen und die vertrauten Abläufe. Ihre Kolleg:innen und Kund:innen schätzen ihre Gewissenhaftigkeit und freundliche Art. Auch ihr Chef weiß um ihren Wert. Loyalität, Klarheit und Lösungsorientiertheit, das ist Gloria.

Seit ihrer Geburt lebt sie mit einer Hörbeeinträchtigung. Und auch wenn sie im Alltag gut damit zurechtkommt, nagt es doch immer wieder an ihrem Selbstbild. In neuen oder herausfordernden Situationen fällt es ihr schwer, sich durchzusetzen oder mutige Schritte zu wagen. Und genau deshalb findet sie in regelmäßigen Abständen den Weg zu mir, balancierend zwischen dem Wunsch nach Veränderung und der lähmenden Angst vor dem Unbekannten.

Eines Tages geschah etwas, womit sie nicht gerechnet hatte. Ihr Chef kündigte an, sich in den Ruhestand zu verabschieden. Die Kanzlei hätte eigentlich an jemand anderen übergeben werden sollen, doch letztlich kam alles anders. Gloria stand vor mir, der Blick verloren, die Schultern hingen schwer. Gemeinsam gingen wir in mein Büro. „Ich weiß nicht, wie es weitergehen soll“, sagte sie mit leiser Stimme. „Ich arbeite jetzt schon seit so vielen Jahren in dieser Kanzlei und nun das. Mein Chef hat uns allen gekündigt. Die Übernahme ist geplatzt.“

Ihre Körpersprache sagte mehr als tausend Worte. Angst, Überforderung und Starre. Nie zuvor hatte sie sich ernsthaft mit beruflicher Neuorientierung beschäftigen müssen. Veränderung war eine Idee, nur ein Gedankenspiel, aber niemals Realität. Doch jetzt war da kein „Vielleicht“ mehr. Nur ein „So ist es jetzt“.

Was sie suchte, war Halt, Verständnis und ein geschützter Raum. Ein Ort, an dem sie all das aussprechen konnte, was sie schmerzte. Ihre größte Sorge: Wie würde sie mit ihrer Hörbeeinträchtigung jemals wieder einen passenden Arbeitsplatz finden? In der alten Kanzlei kannte man sie, sie waren ein eingespieltes Team, man kommunizierte schriftlich oder im direkten Kontakt. Sie fürchtete, dass andere Arbeitgeber diese Offenheit nicht haben würden. Ich bat sie, all diese Sorgen, so nachvollziehbar sie auch waren, einmal zur Seite zu legen. Und sich stattdessen auf das zu fokussieren, was sie als Person ausmachte: ihre Fähigkeiten, ihre Erfolge, all das, was sie anderen Menschen gegeben hatte. Gemeinsam entwickelten wir erste konkrete Schritte: einen aktualisierten Lebenslauf, ein neues Foto und kleine Übungen für mehr Selbstsicherheit. Nichts Großes, aber genau das, was sie in diesem Moment brauchte. Denn ihre innere Stimme war laut und kritisch: Mich will niemand, mit meiner Einschränkung komme

ich nirgendwo unter, ich verdiene gar keine neue Chance. Ihre Liste der inneren Einwände schien endlos.

Doch ich forderte sie heraus, sich das Gegenteil vorzustellen. Was wäre, wenn alles gut wird? Ich erzählte ihr von einer anderen Klientin, die trotz großer Zweifel ihren Weg gegangen war und Erfolg hatte. Etwas in Gloria wurde langsam wach und eine Stimme in ihr sagte: Vielleicht kann ich das ja auch.

Ich gab ihr mit, täglich kleine Schritte zu tun. Und dann geschah etwas Erstaunliches. Nach ihrem letzten Arbeitstag entschied sich Gloria ganz bewusst, an ihrem Selbstvertrauen zu arbeiten. Sie erkannte, wie hart sie mit sich selbst umgegangen war, denn sie schenkte sich wenig Anerkennung. Dabei hatte sie so viel erreicht. Sie erinnerte sich an Menschen, die sie schätzten, im Beruf, aber auch im Privatleben. Niemand definierte sie über ihre Hörbeeinträchtigung. Man sah ihre Authentizität, ihren Humor und vor allem ihre Wärme. Und sie erkannte, dass sie für andere immer sichtbarer wurde, je mehr sie sich selbst so nahm, wie sie war.

Als sie einige Wochen später zu unserem nächsten Termin kam, betrat sie mein Büro mit aufrechter Haltung und einem leuchtenden Lächeln, das von innen kam.

„Du wirst es nicht glauben“, begann sie grinsend. „Ich habe drei Jobangebote! Eines ist okay, eines gut bezahlt und das dritte – mein absoluter Traumjob. Nur leider nicht so gut bezahlt.“ Ich lachte auf und bekam eine Gänsehaut. „Was wäre, wenn du bei deinem Traumjob ganz ehrlich bist und erzählst, dass du auch ein besser bezahltes Angebot hast? Vielleicht sind sie bereit, dir entgegenzukommen.“

Sie stutzte. Gloria war es nicht gewohnt, so zu denken: dass ihre Arbeit diesen Wert hatte. So übten wir genau dieses Gespräch

im Rollenspiel. Und Stück für Stück wuchs ihre Zustimmung zu der Idee.

Eine Woche später kam sie wieder. Strahlend, leicht und mit neuer Kraft. „Ich hätte nie gedacht, dass es so leicht gehen kann. Dass mich jemand unbedingt will. Dass ich so zu mir stehe und so viel Mut in mir steckt. Danke, dass du an mich geglaubt hast.“ Ich wusste es, bevor sie es aussprach.

„Sie haben den Lohnvorschlag ohne Diskussion akzeptiert und mir den Vertrag gleich mitgegeben. Nächsten Monat starte ich.“ Was Gloria auf diesem Weg erlebt hat, war nicht nur ein beruflicher Neuanfang. Es war ein innerer Aufbruch. Ein Prozess, der durch Zweifel, Angst und Überforderung führte, aber vor allem hin zu Mut, Klarheit und Selbstermächtigung. Das Wort *Selbst-Bewusst-Sein* bekam für sie eine neue Bedeutung, denn sie erkannte, dass sie nicht ihre Hörbeeinträchtigung ist – sondern eine Frau mit einer Hörbeeinträchtigung. Aber mit noch viel mehr: Stärke, Herz, Intelligenz, Humor und dem tiefen Wunsch, zu wachsen. Heute weiß Gloria, dass der Glaube an sich selbst kein Geschenk ist, das andere einem machen. Es ist eine Entscheidung, die wir selbst immer wieder aufs Neue treffen.

Und Gloria ist heute auch für andere eine mutige und inspirierende Frau!

Manuela Scheffl ist stellvertretende Leiterin des ÖGB Chancen Nutzen Büros sowie als Trainerin und Coach im Bereich für psychische und physische Gesundheit tätig.

Wie Falco mich ins Häf'n brachte

Sandra Gaupmann

Falco?, fragt ihr euch jetzt bestimmt. Was hat denn der Musiker mit dem Häf'n zu tun? Nun ja, hier kommt meine Knast-Gewerkschafts-Geschichte.

Mit 13 Jahren hörte ich erstmals im Radio den Song „Jeanny“. Das ach so skandalöse und deshalb umso mehr begehrte Musikstück regte mich damals intensiv zum Nachdenken an. Wieso bringt denn jemand einen Menschen um, den er liebt?, fragte ich mich als pubertierende Jugendliche im Gruftilook. Weil ich keine Antwort darauf fand, beschloss ich, später einmal Psychologie zu studieren, um dieser oder ähnlichen Fragen auf den Grund gehen zu können. Ein stark ausgeprägter Gerechtigkeitssinn und meine auflehrende und nicht minder ausgeprägte couragierte Grundhaltung waren bereits in jungen Jahren erkennbar. Ich denke zum Beispiel daran, wie ein Jäger sein Gewehr auf mich als 19-Jährige richtete, weil ich mich ihm in den Weg gestellt hatte, als er einen Hasen jagte. Nun gut, Rettungsaktion geglückt, Hase nicht erschossen und ich lebe dank beherzten Eingreifens eines anderen Jägers auch noch. Aber das Wichtigste: Ich würde heute genauso agieren. Nach dem Psychologiestudium war es dann doch noch ein weiter Weg, um endlich ins Gefängnis zu gelangen. Jedenfalls auf nicht kriminellen Weg und mit einem Schlüssel, um die hohen Mauern auch wieder verlassen zu können. 2002 wurde mein Berufsraum

dann aber endlich wahr und ich landete in der Justizanstalt Hirtenberg! Relativ rasch wurde mir dort bewusst, dass eine Justizanstalt eine sehr männerdominierte Welt ist. Nicht nur, dass ausschließlich Männer inhaftiert waren, auch die Justizwache war großteils männlich. Frauen findet man dort vermehrt in den zivilen Berufsgruppen, wie zum Beispiel in der Sozialarbeit, Pflege, Pädagogik, Psychologie, im Rechtsbüro oder der Verwaltung. Dennoch stellen Frauen einen relativ kleinen Anteil dar und auch der Bevölkerung ist es kaum bewusst, dass nicht nur die Justizwache in Gefängnissen tätig ist, sondern auch viele andere Berufsgruppen dem Resozialisierungs- und Sicherheitsauftrag nachkommen. Gleich zu Berufsbeginn waren das einige Aspekte, die ich unbedingt verändern wollte. Aber wie?

Meine Lösung hieß: Personalvertretung! Seit 2010 bin ich gewerkschaftlich tätig und seit 2014 stellvertretende Vorsitzende im Zentralausschuss der zivilen Bediensteten an Justizanstalten. Von Natur aus bin ich eine sehr klar und direkt kommunizierende Person mit ausgeprägtem Kampfgeist. Vor allem Letzteres kommt in so einem hierarchischen System wie einem Gefängnis aber nicht besonders gut an, weder bei der Dienstbehörde noch bei der männerdominierten Justizwache, die ja auch öffentlichkeitswirksam das Sagen hat(te). Und dann kommt da auf einmal diese Psychologin daher und meint, das System verändern zu wollen? Ein Affront sondergleichen! Dies gipfelte irgendwann darin, dass mich ein Justizwachebeamter der ganz alten Schule bei meinem Katzenkastrationsprojekt (es gab damals Katzen in der justizeigenen Gärtnerei) in eine Halle einschloss. Glücklicherweise wurde auch ein auf Einbrüche spezialisierter Insasse mit mir eingesperrt, der nun seine Erfahrung zum Ausbruch aus der Halle nutzen konnte und zum Glück kein gefährlicher Gewalttäter war.

2012 wurde ich in die Justizanstalt Stein vollzugsortsgeändert. Das ist typisches Gefängnisvokabular und bedeutet, dass ein Insasse in eine andere Justizanstalt verlegt wird. Seit 2022 bin ich dort Leiterin des Psychologischen Dienstes.

Da Unabhängigkeit in jedem Bereich meines Lebens höchste Priorität hat, lebe ich privat äußerst glücklich mit meinen drei Miezen als deren Futter- und Bespaßungspersonal ohne irgendeine Entscheidungsbefugnis und kann mich somit uneingeschränkt meinem Engagement für Gerechtigkeit, einem humanen Strafvollzug und der gewerkschaftlichen Arbeit widmen. Dies gelingt mir offenbar auch nicht so schlecht, denn mit September 2023 wurde ich als erste Strafvollzugsbedienstete – noch dazu als Frau! – in den GÖD-Vorstand kooptiert! Eine Ehre, die selbst der männerlastigen Justizwache bisher nicht geglückt ist, und ich bin wirklich sehr stolz darauf! Zu meinen bisherigen Tätigkeiten darf ich erwähnen, dass ich mich auch außerhalb der Justiz und Gewerkschaft aktiv gegen Gewalt an Frauen einsetze und einen weiteren wichtigen Punkt auf meiner Bucket-List abhaken konnte: Ich lehre an einer Privatuniversität forensische Psychologie – einen Studieninhalt, den ich während meines eigenen Studiums schmerzlich vermisst habe.

Körperlich sichtbar ist meine weiterhin ungebremste Leidenschaft für den Strafvollzug durch mein Freundschaftstatoo, das ich mir mit einer meiner wichtigsten Freundinnen stechen ließ. Es ist auf meinem Handgelenk und sieht aus wie eine entzweigerissene Handschelle, ergänzt um den Spruch „To infinity ... – ... and beyond.“ Hartnäckigkeit, Kampfesmut, Courage, ein ausgeprägter Gerechtigkeitsinn, Ehrlichkeit und Engagement machen sich bezahlt. Gerade als Frau und trotz der noch vorherrschenden, teilweise devoten Rollenbilder darf Frau sich nicht unterkriegen oder verunsichern

lassen, muss viele Hürden überwinden, Steine aus dem Weg räumen, um mit hoch erhobenem Kopf ihren Weg konsequent weiterzugehen – um Geschichte zu schreiben!

Ein Appell ist mir noch besonders wichtig: Liebe Frauen, macht euch nicht selbst das Leben schwer, seid solidarisch, vernetzt euch! Kein Neid, keine Missgunst! Es wird immer schönere, klügere, erfolgreichere Frauen als euch geben, aber keine einzige Frau der Welt wird all diese individuellen und wertvollen Eigenschaften und Besonderheiten mitbringen, die ihr allein in euch vereint. Seht die Stärken der anderen Frauen nicht als Konkurrenz, sondern bündelt eure Kompetenzen fraktionsunabhängig auf eurem gewerkschaftlichen Weg im Sinne der Solidarität unter Frauen!

Ach ja. Und „Jeanny“ lebt.

Sandra Gaupmann ist Leiterin des Psychologischen Dienstes in der Justizanstalt Stein sowie Vorstandsmitglied der GÖD, Stv. Vorsitzende im ZA NiEx und Stv. Vorsitzende der UGÖD.



Kämpfen statt Aushalten!

Elisabeth Kerndl

Seit tausenden von Jahren sind Frauen darauf trainiert, schwierige Umstände auszuhalten. Seien es ungesunde Beziehungen, sexuelle Übergriffe, systematische Schlechterstellung oder – so wie sie wohl jeder Frau in Österreich bekannt sind – vermeintlich gute „Frauen-Witze“.

All das war mir mit Anfang zwanzig nicht bewusst. Frauen- oder Klassenkämpfe waren mir kein Begriff, ich wollte meine Jugend ausleben und vor allem meine Freiheit genießen. Sexistische „Witze“ oder Übergriffe verstand ich als fixen Bestandteil der österreichischen Kultur. Angetrieben durch den Glauben, dass sich die Dinge schon richten und ich meine Herausforderungen allein lösen würde, versuchte ich mit wenig Geld mein neues Leben in Wien zu meistern. Mit 17 Jahren war ich aufgrund der familiären Situation allein nach Wien gezogen, um nach meinem Schulabbruch eine Lehre zu beginnen.

Ich bekam tatsächlich schon nach der ersten Bewerbung eine Lehrstelle in einer kleinen Wiener Bahnhofsbuchhandlung zugesagt, das war der Schlüssel für meine lange und stark ersehnte Unabhängigkeit. Doch meine finanzielle Lebenshaltung war deckungsgleich mit meinem Horizont. Nie wäre ich auf die Idee gekommen, dass ich ausreichend Fähigkeiten oder Potenzial für andere Berufe haben

könnte. Was konnte ich schon? Sprechen und lesen, das klappte. Außerdem war der Mitarbeiter:innenrabatt in der Buchhandlung sehr verlockend. In meinem letzten Schulzeugnis war mehr als nur ein „Nicht genügend“ gestanden, mein Wissen, geschweige denn meine Lebenserfahrung waren dürftig. Es war daher meine oberste Priorität, diese Stelle auf keinen Fall zu verlieren. Was wäre die Alternative gewesen?

Zu dieser Zeit befand ich mich in einer eher schwierigen Wohnsituation. Fest stand, ich musste umgehend eine neue Wohnung finden. Allerdings fehlte mir das Geld für die Kautions und wohl auch die Kraft. Über Wochen versuchte ich mit schrägem Lächeln und unzähligen, wenig raffinierten Floskeln wie „Das wird schon“, „Das passt schon“ oder „Es gibt Schlimmeres“ nicht nur besorgte Kolleg:innen, sondern auch mich selbst zu beruhigen. Wer möchte schon riskieren, möglicherweise als Problemkollegin klassifiziert zu werden? „Schönen guten Tag, kann ich Ihnen helfen? Suchen Sie etwas Bestimmtes?“ Selbst diese Standard-Begrüßung ließ sich nicht mehr reibungslos aufsagen. Meine innere Schallplatte mit dem ewig gleichen Apell zum Aushalten und Funktionieren bekam Risse. Das Lächeln hatte sich zur Grimasse verwandelt, und auch sie konnte ich nicht mehr lange halten. Schließlich war es dann so weit. Während eines Nachmittagsdienstes mit meinen Kolleg:innen übernahmen meine Zukunftsängste das Kommando. Die wiederholte Nachfrage einer Kollegin gab den Startschuss. Mein Innerstes sprintete dem Risiko entgegen, das völlig Waghalsige musste getan werden. Ich öffnete mich.

Im Kaffeehaus gleich neben dem Wiener Bahnhof gab es grantige Kellner in altmodischen Anzügen, übersüßte Mehlspeisen und von Gästen zahlreicher Generationen abgessene Bänke. Als Wahlwienerin konnte ich mich hier nur wohlfühlen. Mir gegenüber

saß Marie Therese. Sie war eine sehr erfahrene stellvertretende Betriebsratsvorsitzende und äußerst kämpferische Gewerkschafterin. Sie schaute mich mit ihrem zielstrebigem Blick unter den hellbraunen, dichten Locken an, versprühte eine professionelle und gleichzeitig vertrauenswürdige Ausstrahlung, die sie wohl über Jahrzehnte hinweg aufgebaut haben musste. Während ich erzählte, machte sich Marie Therese Notizen, runzelte die Stirn und sah beim Nachdenken manchmal hinaus auf die dicht befahrene Straße. Der Damm war gebrochen, ich hörte nicht mehr auf zu reden. Es war ein unglaublich befreiendes Gefühl, auf diesen abgesessenen Bänken bei einem Heißgetränk frei erzählen zu können. Denn zuvor klärte mich Marie Therese darüber auf, dass sie die Interessen der Beschäftigten vertrat und daher alles Gesagte anonym bleiben würde. Sie stand auf meiner Seite. Danach änderte sich mein Leben Schlag auf Schlag. Marie Therese legte meine Situation vor dem Betriebsratsgremium dar, denn für Fälle wie meinen gab es einen vom Betriebsrat verwalteten Sozialfonds, der von den Buchhandelsbeschäftigten finanziert wurde. Dank der Zustimmung des Betriebsrates und der solidarischen Einzahlungen meiner Kolleg:innen wurde mithilfe dieses Solidaritätsfonds die Kautions, immerhin 1.380 Euro, für meine neue Wohnung übernommen. Völlig fassungslos und dankbar sparte ich später, um diese für mich damals extrem hohe Geldsumme schnellstmöglich zurückzubezahlen. Die Überraschung war schlussendlich beiderseits groß, denn das Betriebsratsgremium rechnete nicht mit einer Rückzahlung. Bis heute bin ich dem Betriebsrat unfassbar dankbar, denn diese Hilfe war nicht nur eine finanzielle, auch das Gespräch mit Marie Therese, die Tatsache, außerhalb des Betriebs über Heikles reden zu können, hat mir geholfen. Es begann eine Zeit der Stabilisierung und des

Aufbruchs. Umzugskisten wurden geschleppt und in der kleinen, neuen Wohnung ausgepackt, meine erste eigene Matratze gekauft. Sicherheit wurde zum vorherrschenden Bauchgefühl.

Zwei Jahre vergingen. Wenn es das Kund:innenaufkommen zuließ, rauchten wir zu viele Zigaretten im Seiteneingang des Bahnhofs. Eigentlich war es ein Rauchertreffpunkt für überarbeitete Bahnhofsbäcker:innen, unterbezahlte Kleidungsverkäuferinnen, für Suchtmittelabhängige und/oder Wohnungslose. Ein Ort, an dem sich wohl alle wünschten, lieber woanders zu sein. Der stechende Geruch von eingetrocknetem Urin ist etwas, an das man sich anscheinend gewöhnen kann. Doch die wenigsten Geschäfte am Bahnhof hatten Außenfenster, darum war der Ausflug zum Aschenbecher eine der wenigen Möglichkeiten, um zu sehen, wie das Wetter draußen war, wie der Himmel heute aussah. So waren diese kurzen Auszeiten zwar nicht besonders befriedigend, aber besser als nichts.

Doch es sollte eine Rauchpause kommen, die alles andere als gewöhnlich war. Wie üblich besuchte Marie Therese wieder einmal unsere Buchhandlung, um sich bei der Kolleg:innenschaft über deren Wohlbefinden und unsere Arbeitsbedingungen zu erkundigen. Sie zog an ihrer Zigarette – und da war er wieder. Ihr vertrauenswürdiger, ihr wissender Blick. „Hör mal, es gibt da eine Möglichkeit, anderen zu helfen, hast du schon mal vom Jugendvertrauensrat gehört?“ Das hatte ich nicht. Zwar war ich damals bereits seit Jahren Gewerkschaftsmitglied, doch die praktische Gewerkschaftsarbeit war mir kein Begriff. Marie Therese klärte mich darüber auf, dass man in dieser Funktion die Interessen und Rechte der jugendlichen Arbeitnehmer:innen vertreten würde. Und vor allem, dass man die Möglichkeit bekäme, auch andere

in Problemlagen zu unterstützen. Der Reiz war groß, aber die Unsicherheit stärker. „Ich glaube nicht, dass ich das kann, ich habe keine Ahnung von Arbeitsrecht.“ „Blödsinn, sicher kannst du!“, erwiderte Marie Therese. „Das Wichtigste ist zu wissen, wo man nachschaut.“ Ich ließ ihr Angebot auf mich wirken. Schließlich eskortierte ich meine Unsicherheit in den Abstellraum und nahm all meinem Mut zusammen. Ich war bereit, ihr Angebot, nämlich bei der Jugendvertrauensratsgründung zu unterstützen, anzunehmen. Damals war mir nicht klar, dass es der Anfang vom Ende sein würde. Vom Ende des ewigen Aushaltens. Und der Anfang des Kämpfens.

Nach gelungener Etablierung und Wahl des erstgegründeten Jugendvertrauensrats gemeinsam mit zwei weiteren Buchhandelskolleg:innen überschlugen sich meine Lebenskapitel und Erfahrungen. Während der intensiven Funktionsperiode entwickelte sich ein neues Gefühl von Stärke und Solidarität durch die Zusammenarbeit mit meinen Jugendvertrauensratskolleg:innen. Zwei Jahre Vertretung von Handelslehrlingen in den Kollektivvertragsverhandlungen gaben mir Einblicke in das Verhandlungsgeschehen der Gewerkschafter:innen, gleichzeitig stellte ich aber auch ernüchtert fest, dass überwiegend männliche Arbeitgeber über die Arbeitswelt von überwiegend weiblichen Beschäftigten entscheiden. Und die Handelsbeschäftigten haben definitiv nicht dieselben teuren Uhren oder Anzüge wie ihr Gegenüber, und das, obwohl es eigentlich die Beschäftigten sind, die die Profite generieren. Dabei geht es den Frauen nicht um teure Statussymbole. Viele möchten ihre Familien und sich selbst sorgenfrei ernähren können, wenn sie schon die Care-Arbeit zu Hause unbezahlt leisten müssen. Heute frage ich mich, wie viele

dieser Arbeitgebervertreter jemals – und wenn ja, wie viel – in ihre Mitmenschen investieren, ohne dabei Profite zu erwarten. Doch damals stapelten sich in meinem Kopf unzählige offene gewerkschaftliche Fragen. Meine Lebens- und Arbeitserfahrung waren noch zu begrenzt und wirtschaftspolitische Grundlagen, Arbeitsrecht und Klassenkampf wollten gelernt sein. So begann ich meine Fortbildung in der Wiener Gewerkschaftsschule und lernte viel über die vielfältigen Arbeitswelten und Lebensrealitäten meiner Mitschüler:innen. Während meiner zweijährigen Ausbildung und meines Jugend-Engagements in der Gewerkschaft GPA war ich davon überzeugt, dass ich in Zukunft internationale Gewerkschaftsarbeit ausüben wollte. Denn es hatte nur den Vortrag eines Gewerkschaftsinternationalisten gebraucht, der mir klarmachte, dass es nur wenige Dinge gibt, die für mich so sinnvoll sind wie diese Arbeit. Mein neues Berufsziel war gefunden. Tatsächlich war es sogar schon kurz vor Ende der Wiener Gewerkschaftsschule so weit. Der Vortragende, mit dem ich mittlerweile befreundet war, rief mich an und riet mir, mich als Projektassistentin bei einem internationalen Digitalisierungsprojekt zu bewerben. Und da war sie wieder. Willkommen zurück, werte Unsicherheit. „Das klingt so spannend! Aber es tut mir leid, ich weiß nicht, ob ich das kann.“ Zu meinem Glück wies der Vortragende meine Ängste schnell in die Schranken und ermutigte mich, es zu versuchen. Und wer hätte das gedacht? Tatsächlich durfte ich fünf Jahre im internationalen Referat des ÖGB sowie im entwicklungspolitischen Verein der österreichischen Gewerkschaftsbewegung, solidar Austria, mitarbeiten. Zwei Digitalisierungsprojekte, ein Palästina- und ein Moldau-Projekt sowie einige Jahre Erfahrung als Referatsassistentin später erhielt ich einen Anruf von Karin Zimmermann, der Bundesfrauensekretärin des ÖGB. Es wurde

eine Projektleiterin für ein Gewerkschaftsfrauen-Projekt zu häuslicher Gewalt und Gewaltschutz gesucht. Sie fragte mich, ob ich Interesse hätte, diesen Job anzunehmen. Die Unsicherheit holte Luft, um seit Langem einmal wieder Einspruch zu erheben. Doch diesmal wurde ihr nicht stattgegeben.

Dank all der inspirierenden Gewerkschaftsbegegnungen, die ich erleben durfte, sowie all der gewerkschaftlichen Weiterbildungen freue ich mich, mich zur selbstbewussten Gewerkschaftsfrau entwickelt zu haben. Mit Sicherheit werde ich keine meiner Wegbegleiter:innen jemals vergessen. Im Gegenteil. Als Zeichen meiner Dankbarkeit hoffe ich, dass ich eines Tages jene Professionalität und Vertrauenswürdigkeit von Marie Therese ausstrahlen werde, um Mitmenschen in schwierigen Situationen unterstützen zu können und mindestens genauso hilfreich für andere zu sein.

Seit tausenden von Jahren kämpfen Frauen für ihre Rechte und ihre Unabhängigkeit. Nicht alle Frauen halten Benachteiligungen lediglich aus, abertausende bekämpfen sie. Meine Unwissenheit wurde von der gewerkschaftlichen Bildung überholt und belehrte mich eines Besseren. Es ist Zeit, die Phasen des Aushaltens hinter sich zu lassen. Wir müssen auch weiterhin gemeinsam für Verbesserungen zu kämpfen. Doch an jedem Anfang der großen Veränderung steht das Hinter-sich-Lassen unnötiger Unsicherheiten. Reflexion ist das Um und Auf, aber wir Frauen müssen uns mehr zutrauen. Natürlich können wir Frauen Funktionen einnehmen. Natürlich können wir Frauen Neues erlernen und Herausforderungen meistern und Verbesserungen für die Vielen erkämpfen. Denn Solidarität, egal ob unter Frauen oder unter Beschäftigten, erwirkt die wesentlichen Unterschiede im Lebens- und Arbeitswandel. Wir sind

keine vereinzelteten Arbeitnehmer:innen, wir sind solidarische Kämpfer:innen. In diesem Sinne, von Herzen alles Gute zum Geburtstag, lieber ÖGB.

Elisabeth Kerndl ist Projektleiterin in der ÖGB-Bundesfrauenabteilung.



Aller Anfang ist schwer

Tanja Bernhardt

Es war im Jahr 2010. Ich war 18 Jahre jung, die Lehrabschlussprüfung hatte ich mit Auszeichnung bestanden und war nun bereit, als selbstständige Frau in der Arbeitswelt wahrgenommen zu werden.

Doch mein Chef hatte andere Pläne mit mir. Er sah mich schon damals nicht nur als Bürokauffrau, sondern eine Ebene darüber, und zwar als Jugendsekretärin. Als er mir seine Version von meiner künftigen Laufbahn skizzierte, war ich gerührt und stolz, dass er mir das zutraute, gleichzeitig aber auch verängstigt. Meine Angst zu versagen und dem nicht gerecht werden zu können, war so präsent, dass ich in einer ersten Reaktion absagte. Doch er war hartnäckig und nach mehreren Gesprächen mit Kolleg:innen dachte ich mir: Warum nicht? Mehr als dass es nicht funktionierte, konnte ja nicht passieren! Gesagt, getan, und schon bald begann meine Zeit als Jugendsekretärin in der Gewerkschaftsbewegung. Meine Tätigkeiten waren sehr abwechslungsreich und vielseitig. Das machte das Ganze richtig spannend. Ich war zuständig für die Vernetzung der einzelnen Fachgewerkschaften mit dem Land, den Berufsschulen und der Arbeiterkammer, organisierte Freizeit- und Bildungsangebote für Lehrlinge und wählte Lehrlingssprecher:innen in überbetrieblichen Ausbildungseinrichtungen. Zusätzlich unterstützte ich zahlreiche Projekte und Kampagnen.

Ein besonders wichtiges österreichweites Projekt war meine Vortragstätigkeit beim Bundesheer unter dem Titel „Fit für den Arbeitsmarkt“. Dort informierten wir die Rekruten kurz vor dem Abrüsten über ihre Rechte und Pflichten in der Arbeitswelt. Bald schon kam der erste Tag, an dem ich zum Bundesheer sollte. Klaus, mein Kollege und Mentor, nahm mich mit und schulte mich ein. Er war wie immer top motiviert und strahlte mit Pullover, Sneakers und Studentenfrisur Lockerheit aus. „Na, Tanja, bist du bereit? Hast du dir die Unterlagen angeschaut?“ Er versuchte, mir die Nervosität zu nehmen, und begann im Auto mit Smalltalk. Ich bekam zwar ein sicheres Gefühl, aber die Nervosität konnte er mir nicht zu hundert Prozent nehmen. Doch schon bald kamen wir bei der Kaserne an. Ein hoher Zaun mit Maschendraht, im Eingangsbereich bewaffnete Rekruten, Hinweise auf dem Boden, wo wir uns einzuordnen hatten. Wir hielten an, zeigten unsere Ausweise her und erhielten einen Passierschein. „Zum Gebäude A, links hinten in den 1. Stock, Raum 3. Dort wird Sie der Herr Leutnant begrüßen“, sagte der Rekrut mit selbstsicherer Stimme, den Blick starr auf das Gebäude gegenüber gerichtet. Also gut. Wir fuhren zu besagtem Gebäude, stiegen aus und nahmen unsere Unterlagen aus dem Kofferraum. Wie immer hatte Klaus viel zu viele Flyer mitgenommen. Besser mehr als zu wenig, sagte er stets, und rückblickend ist das eine kluge Weisheit. Wir nahmen das Material und gingen in Richtung Eingang. Kurz blieb ich stehen und schaute mich um. Überall riesige Gebäude, kein einziger Mensch weit und breit, nur ein paar Bundesheerfahrzeuge waren zu sehen. Im ersten Stock wurden wir von einem Herrn mit ernster Miene empfangen. „Guten Tag, Herr Leutnant, Herr Breuss und Frau Bernhardt von der Gewerkschaft. Wir kommen für unseren Vortrag.“ Er begrüßte uns, Klaus mehr als mich, und

führte uns zum Veranstaltungsraum. Ich spürte, dass er mir gegenüber skeptisch war. Ich als junge Frau sollte beim Bundesheer vor den männlichen Rekruten referieren?

Bevor wir mit unserem Vortrag starteten, fragte ich ihn höflich nach der Damentoilette. Der Leutnant holte einen Rekruten und wies ihn an, mich hinzuführen. Der Rekrut ging voraus ins Erdgeschoss zum Portier und holte dort einen Schlüssel. Dann führte er mich an das Ende eines kahlen Ganges, schaltete das Licht ein und sperrte mir die Damentoilette auf, die offensichtlich nur sehr selten benutzt wurde.

Als ich zurück in den Veranstaltungsraum kam, erstarrte ich. Einhundert Rekruten mit festem Schuhwerk und ident in Grün gekleidet, standen stramm im Raum. Oh mein Gott, dachte ich mir. Ich ging nach vorne zu Klaus und merkte, wie mich unterwegs die Blicke trafen. Oh mein Gott. Wie lange werden sich diese zwei Stunden nur anfühlen, schoss es mir durch den Kopf. Mein Gesicht wurde heiß, meine Hände begannen zu zittern, ich bemühte mich vergebens, mir das nicht ansehen zu lassen. Als 18-jährige Frau vor hundert 18- bis 23-jährigen Rekruten zu stehen, war für mich der reinste Horror. Meine Nervosität steigerte sich ins Unermessliche, mein ganzer Körper bebte – Beine, Arme, ich glaubte sogar mein Kopf. Klaus sah mir die Nervosität an und gab mir ein Zeichen, mich am Rand hinzusetzen. Schnell nahm ich die Unterlagen und einen Stift und setzte mich. Klaus begann zu referieren, aber ich konnte ihm kaum zuhören, denn Fragen über Fragen fluteten durch mich hindurch: Schaffe ich das? Will ich das überhaupt? Hätte ich nicht besser ablehnen sollen? Wird das irgendwann mal besser? So wie Klaus werde ich das jedenfalls nie können.

Die gefühlte Ewigkeit war zum Glück nach zwei Stunden vorbei. Der Leutnant verabschiedete sich bei Klaus und ignorierte mich.

Zurück im Büro ärgerte ich mich über mich selbst. Meine Nervosität hatte mich völlig blockiert.

Doch die Jahre vergingen und ganz langsam, nach jedem Vortrag oder erfolgreichen Projekt ging es ein bisschen besser. Als strukturierter Mensch fiel es mir nicht schwer, mich gut auf die jeweilige Situation vorzubereiten, das gab mir Sicherheit. Die Redewendung „Wissen ist Macht“ stimmte also wirklich. Und umso mehr ich inhaltlich dazulernte, desto sicherer fühlte ich mich auf der Bühne und die Nervosität verflog immer mehr. Durch mehrere Erfolgserlebnisse und positives Feedback von Kolleg:innen und Kooperationspartner:innen bekam ich mehr Selbstsicherheit und das Gefühl, doch die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Es hatte sich gelohnt, ins kalte Wasser zu springen und diesen Schritt zu wagen. Mit den Jahren wurde der Altersunterschied zu den Rekruten immer größer, das machte das Vortragen leichter. Auch dem Leutnant gegenüber bekam ich ein selbstsichereres Auftreten und mit jedem Vortrag bemerkte ich ein wenig mehr Wertschätzung mir gegenüber.

Die Gewerkschaftsbewegung ist so vielseitig und eröffnet viele Möglichkeiten, sich selbst zu finden, sich weiterzubilden und über sich hinauszuwachsen. Ich habe nie bereut, diesen Karriereschritt gemacht zu haben. Wenn ich in die Vergangenheit blicke, dann kann ich Folgendes sagen: Wir müssen die Vorurteile gegenüber jungen Frauen fallenlassen! Wir müssen durchhalten und zeigen, was Frau kann! Und jede muss auf ihre Stärken setzen und daran arbeiten, sich weiterzuentwickeln!

Tanja Bernhardt ist Fachexpertin der Interessensvertretung und Landesfrauensekretärin in der PRO-GE Landesorganisation Wien.



Nerven aus Hartmetall

Aysun Satilmis

Mein Name ist Aysun, ich bin im Jahr 1984 in Zentralanatolien in der Türkei auf die Welt gekommen und lebe seit 1990 in Österreich. Meine Geschichte mit der Gewerkschaft begann im Mai 2012. Nach jahrelanger Tätigkeit in der Gastronomie mit immer wiederkehrenden finanziellen und zeitlichen Problemen als Kellnerin, Abwäscherin und Zimmermädchen fing ich im Jahr 2012 in einer hartmetallproduzierenden Firma als Wendeschneidplattenchargiererin und -aufstellerin an.

Am ersten Arbeitstag war ich sehr nervös und aufgeregt, es war auch zufällig gleich eine Nachtschicht. Die ersten sechs oder sieben Monate verlief alles recht gut, bis zu dem Tag, an dem der Betriebsrat eine Betriebshauptversammlung ankündigte. Bis zu diesem Tag wusste ich nicht einmal, was ein Betriebsrat ist, geschweige denn was ein Betriebsrat macht. Als ich meinen damaligen Schichtführer fragte, ob wir auch zu dieser Versammlung gehen würden, hieß es, das dürfe ich als Leiharbeiterin sowieso nicht, weil ich ansonsten gekündigt werden würde. Mein Gedanke fürs Erste war: Okay, es ist etwas Verbotenes und Schlimmes für mich, dem Betriebsrat zu folgen. Doch irgendwie kam es mir komisch vor, denn die Kolleg:innen anderer Abteilungen gingen zur Versammlung. Innerlich wurmte mich das sehr, also fragte ich immer wieder nach, was denn ein Betriebsrat nun sei und

was er mache. Es verging ein Jahr, in dem es in der Abteilung immer wieder zu Problemen kam: Unterdrückung, Erniedrigung und Manipulation. Langsam verstand ich auch so, wofür es einen Betriebsrat brauchte. Eines Tages fand ich dann über Kolleg:innen anderer Abteilungen heraus, wo das Büro des Betriebsrats war. Kurzerhand suchte ich den damaligen Betriebsratsvorsitzenden auf und bat ihn darum, mich zu einem Mitglied der Gewerkschaft zu machen. Über die Probleme in unserer Abteilung wollte ich aber nicht reden, weil ich Angst hatte, die Stelle zu verlieren – und das wäre als alleinstehende Mama für mich eine Katastrophe gewesen. Nachdem ich meinen fixen Arbeitsvertrag bekommen hatte, nahm ich wieder Kontakt mit dem Betriebsrat auf. Ich hatte die Hoffnung, dass er mir helfen würde, die Abteilung zu wechseln. Mittlerweile hatte ich weniger finanzielle und zeitliche, dafür aber umso mehr psychische Probleme, ich konnte ohne Medikamente nicht mehr schlafen, wollte nicht mehr arbeiten und zu Hause mit niemandem mehr reden. Für einen Abteilungswechsel musste ich einen Grund angeben, doch ich hatte Angst, dass dies zu einer Kündigung führen könnte.

Etwas später erhielt ich eine Einladung des Betriebsrats: Er wollte mich als Abteilungsbetriebsrätin im Gremium bei sich haben. In jenem Moment kamen in mir viele Gefühle gleichzeitig hoch, ich kann es fast nicht beschreiben. Freude und Trauer, vor allem aber Angst. Was würde passieren? Ich wollte von ihm eine Woche Bedenkzeit, die ich auch bekam. Es war eine schlimme Woche für mich, letztendlich habe ich aber zugesagt und wurde Teil des Betriebsratsgremiums.

In meiner Abteilung wurde es daraufhin natürlich nicht unbedingt leichter, ich habe die Probleme von nun an angesprochen, aber wurde im Anschluss oft wochenlang ignoriert. Doch ich habe

weitergemacht, mich weitergebildet und die Gewerkschaftsschule besucht.

2019 führte ich dann ein Gespräch mit meinem damaligen Chef und hoffte, nun die Abteilung wechseln zu können. Ich denke, auch er hat bemerkt, dass es in dieser Abteilung nicht mehr funktionierte, und er half mir dabei, in die Schleiferei zu wechseln. Daraufhin fing ich bei der Finalisierung der Wendeschneidplatten in der Schleiferei an. Am Anfang durfte ich nur die Waschanlagen bedienen, erst Ende des Jahres konnte ich mit dem Schleifen anfangen. Natürlich gab es auch dort Kollegen, die zu Beginn meinten, ich könnte das nicht. Aber mein Wille war stärker und hält bis heute: Ich arbeite immer noch an der Maschine und schleife pro Schicht bis zu 5.000 Platten am Tag.

Zwei Jahre nachdem ich die Abteilung gewechselt hatte, hörte ich davon, dass sich eine ehemalige Kollegin nach 27 Jahren endlich traute, ebenfalls die Abteilung zu wechseln. Mittlerweile arbeitet sie auch mit mir zusammen und bereut es, nicht früher gewechselt zu haben.

Für die Rechte der Frauen Sorge ich, seitdem ich Betriebsrätin und bei den Regionalfrauen und Landesfrauen bin. Also Mädels: Lasst euch nicht unterkriegen. Wenn wir nur wollen und uns trauen, können wir alles erreichen!

Aysun Satilmis ist Betriebsrätin in einem großen Industriebetrieb sowie aktiv bei den Regional- und Landesfrauen.

Lieber Betriebsrätin als Prinzessin

Jutta Neulinger

Dass ich mich als Interessensvertreterin auf betrieblicher Ebene engagiere, ist eher zufällig passiert. Als ich 2005 als gelernte Bürokauffrau im Sekretariat der Geschäftsführung meines Arbeitgebers, einer Zeitarbeitsfirma, meinen Job antrat, gab es keinen Betriebsrat. Und ehrlich gesagt hatte ich auch selbst bis dahin keine Berührungspunkte mit der Gewerkschaft gehabt. 2009 wurde klar, dass ein Betriebsrat gegründet werden sollte. Relativ rasch trat man an mich heran und fragte, ob ich mir vorstellen könne, als Stellvertreterin zu kandidieren. Kurz danach war ich Betriebsrätin und Stellvertreterin des Betriebsratsvorsitzenden. Meine Familie war von diesem Schritt nicht wirklich überrascht. Ich war nie das Prinzesschen gewesen, das sich meine Eltern gewünscht hatten. Mir waren Jeans und Turnschuhe immer lieber. Und wenn mir meine Eltern etwas auftrugen, machte ich nicht selten das Gegenteil. Passte mir etwas nicht, dann sagte ich das auch laut. Ich war eigentlich immer die Gewerkschafterin innerhalb der Familie.

Nicht jeder akzeptierte damals eine Frau als Betriebsrätin. Ich wurde teilweise beschimpft und ignoriert. Zwei Jahre lang übte ich meinen Job im Sekretariat und die Arbeit als Betriebsrätin in Doppelfunktion aus. Das waren lange, anstrengende Arbeitstage, Entspannung war kaum möglich. Fast immer nahm ich die

Betriebsratsarbeit mit nach Hause und erledigte sie in meiner Freizeit. Schon damals war ich bereit, mich beruflich zu verändern. Aber als Frau aus einem Zeitarbeitsunternehmen war ich nicht immer und überall gerne gesehen. Arbeitnehmer:innen lehnten es ab, von mir vertreten zu werden. Aber ich habe nicht aufgegeben, und nach 15 Jahren harter Arbeit kann ich behaupten: Die Kolleg:innen kennen mich jetzt und ich habe mir ihren Respekt erarbeitet. Mit großem Stolz übernehme ich mit 1. September 2025 den Betriebsratsvorsitz nach 15 Jahren als Stellvertreterin.

Seit das Vertrauen und der Respekt da sind, wenden sich viele mit ganz unterschiedlichen Herausforderungen an mich. Ich finde, die Betriebsratsarbeit ähnelt der einer Unfallchirurgin: Täglich hat man eine neue Überraschung auf dem Tisch liegen. Manchmal ist es etwas sehr Kompliziertes, manchmal etwas ganz Einfaches, aber immer etwas anderes. Zeitarbeiter:innen beschwerten sich zum Beispiel über fehlerhafte Lohnzettel oder fehlende Zulagen, die das Stammpersonal aber bekommt. Sehr emotional wird es vor allem dann, wenn jemand kurz vor der Delogierung steht und nicht mehr weiterweiß oder andere große private Probleme hat, die sich auf das Arbeitsleben auswirken. In solchen Fällen zählt nicht, wer hilft, sondern dass geholfen wird. Ob ich das persönlich bin oder jemand anderer, spielt keine Rolle. In erster Linie muss man eine gute Zuhörer:in sein. Inzwischen habe ich mir auch ein sehr gutes Netzwerk aufgebaut und weiß, wen ich anrufen oder wo ich mich informieren kann.

Viele meinen, wir sind „Sklaventreiber“ – was absoluter Unsinn ist. Ich sehe die Zeitarbeit als Sprungbrett für eine Fixbeschäftigung oder einen Einstieg in die Arbeitswelt in Österreich. Denn es gibt nach wie vor Unternehmen, die Beschäftigte nicht fix einstellen wollen. Schlagen wir das vor, dann werden wir nur belächelt.

Wobei ich schon sagen muss, dass der Fachkräftemangel der letzten Jahre einiges verändert hat.

Ich bin seit mehr als 15 Jahren Betriebsrätin, sitze in verschiedenen Gremien und nehme an Verhandlungen zum Kollektivvertrag der Arbeitskräfteüberlassung teil. Von meiner ersten Kollektivvertragsverhandlung, kurz nach der Gründung des Betriebsrates, kam ich mit einem Branchenschock zurück. Gemeinsam mit mir waren nur noch zwei weitere Frauen, allerdings von Arbeitgeberseite, anwesend, und es ging sehr respektlos zu. Aber in den letzten zehn Jahren hat sich viel verändert. Es gibt keine cholerischen Arbeitgeber mehr, der Umgang ist viel wertschätzender und respektvoller geworden. Ich würde sagen, man begegnet sich jetzt mehr auf Augenhöhe.

Wir betreuen österreichweit insgesamt 2.200 Kolleg:innen aus mehr als 50 verschiedenen Herkunftsländern. Das ist ein gewaltiges Sprachengemisch. Viele Zeitarbeiter:innen haben Migrationshintergrund und sind der deutschen Sprache nicht mächtig. Weiters gibt es Werbefolder der Produktionsgewerkschaft in mehreren Sprachen, die darüber informieren, wo man sich Hilfe holen kann. Aber ganz allgemein gilt: Der persönliche Kontakt ist immer am besten, da verständigen wir uns mit Händen und Füßen. Und das funktioniert auch ganz gut.

Was ich einer jungen Kollegin sagen würde, die als Betriebsrätin Karriere machen will? „Schaue dir das erst einmal an und entscheide dann!“ Auf jeden Fall muss man jemand sein, der gerne unter Menschen ist, mit ihnen spricht, ihnen zuhört und ihre Sorgen und Probleme ernst nimmt. Aber es ist nicht nur das, es braucht viel mehr. Man muss in vielen inhaltlichen Themen sattelfest sein, das heißt, man muss sich laufend bilden und informieren. Auch diverse gewerkschaftliche Weiterbildungen

sollte man auf alle Fälle absolvieren, denn nur so kann man diese Funktion wirklich gut ausüben. Ich habe mich step by step immer weitergebildet – Gewerkschaftsschule, Zukunftsakademie, SOZAK (LG 69). Denn, wie J. F. Kennedy schon sagte: „Es gibt nur eins, was auf Dauer teurer ist als Bildung – keine Bildung.“ Und darüber hinaus: Learning by doing, und so immer das Beste für die Arbeitnehmer:innen herausholen.

Jutta Neulinger ist Betriebsratsvorsitzende bei einem großen Zeitarbeitsunternehmen.



Knacker ohne Serviette

Yvonne Rychly

In einer Zeit, in der Wandel nicht nur gewünscht, sondern notwendig war, standen drei Gewerkschaften vor einer Entscheidung, die ihre Zukunft neu schreiben sollte: ihre Zusammenführung. Jede von ihnen trug ihre eigene Geschichte, ihre eigenen Rituale und ihr eigenes Selbstverständnis – gewachsen in unterschiedlichen Branchen, geprägt von verschiedenen Generationen. Die eine kämpfte laut auf der Straße, die andere wirkte bedacht und leise in Konferenzsälen, während die dritte irgendwo dazwischen ihren Weg gefunden hatte.

Was sie nun verband, war mehr als nur ein gemeinsames Ziel, es war die Suche nach einer neuen Identität. Eine Fusion nicht nur auf dem Papier, sondern im Herzen der Menschen. Doch wie vereint man Stolz, Geschichte und Gewohnheiten, ohne etwas zu verlieren? Diese Geschichte erzählt von einer Begegnung, die zeigt, dass aus Vielfalt Stärke werden kann.

Ich trat ein, gekleidet in Blazer und Bluse in schlichter Eleganz, trug Schuhe mit hohen Absätzen. Der Raum war dunkel, nur das harte Licht der Neonröhren flackerte über den Tischen und Sesseln. Etwa hundert Männer saßen schon bereit – breite Schultern, ernste Gesichter, die meisten in pragmatischer Kleidung. Auch das war ein Statement, Kleidung ist Sprache.

Ich war die Letzte, die kam. Und die Einzige, die anders war. Ein kurzer Moment der Stille. Danach drehte sich einer nach dem anderen zu mir um. Kein Applaus, kein Lächeln, nur Blicke. Blicke, die mich nicht sahen, sondern nur auszogen. Ich fühlte mich nackt. Nicht im wörtlichen Sinn, aber entblößt, wie unter einem Röntgenblick, der nicht nur meinen Körper, sondern meine Daseinsberechtigung durchleuchtete. Jeder Blick klebte wie ein Urteil an meiner Haut. Ich spürte ihre Fragen wie Nadeln im Rücken: Was will sie hier? Ist sie eine von denen? Ich war nicht mehr die Gewerkschafterin, nicht die Expertin, und schon gar nicht die Vermittlerin zwischen Systemen. Ich war die Frau. Die Ausnahme. Die Ablenkung. Vielleicht sogar das Problem.

Ich atmete flach, versuchte Haltung zu bewahren. Mein Blazer spannte an den Schultern, als wolle er mir sagen: Du gehörst hierher. Aber mein Körper sprach eine andere Sprache. Ein pochendes Herz, ein angespannter Nacken, ein leichtes Zittern in den Fingern, das ich zu verbergen versuchte. Ich wollte nicht schwach wirken. Doch was ist Schwäche? Ist es die Angst davor, etwas zu spüren? Oder bedeutet Schwäche, sich von Angst lenken zu lassen?

Ich schaute nach links und nach rechts. Da waren Männer, die jahrzehntelang an Verhandlungstischen gesessen waren, sich mit Ellenbogen durchgesetzt hatten. Und ich? Ich war neu. Ich war die Stimme aus einer anderen Galaxie. Und ich war – verdammt nochmal – da, um zu bleiben. Die Herren sollten mich nur unterschätzen. Das war meine heimliche Waffe.

Die Sitzung nahm ihren Lauf. Männerstimmen füllten den Raum, raunten und rollten durch Positionspapiere und Machtansprüche. „Bla, bla, bla, wir müssen die Mitglieder mitnehmen, unsere

Tradition darf nicht untergehen.“ Ein Wortschwall ergoss sich in den nächsten, wie ein endloses Rauschen männlicher Selbstsicherheit. Ich hörte zu, machte mir Notizen, stellte gezielt Fragen – doch oft antwortete man mir, ohne wirklich auf mich einzugehen. Als wäre ich ein schöner Störton in einem alten Lied, das sie längst auswendig kannten.

Endlich kam die Mittagspause: Ich hatte keine Erwartungen – und wurde trotzdem überrascht. Auf einem langen Tisch standen drei Pappkartons. Drinnen lieblos abgelegte Knackwürste, daneben trockene Semmeln, hart wie Bekenntnisse. Getränke-dosen rundeten den Mittagstisch ab: Cola, Fanta und Bier. Keine Servietten. Keine Teller. Keine Gabeln. Keine Worte.

Jeder nahm sich, was er wollte – oder konnte.

Ich stand da. Wieder der Fremdkörper. Meine Augen suchten nach einem Stück Normalität, mein Magen nach Appetit. Einer reichte mir wortlos eine Wurst. Ich nahm sie, nickte höflich. Ich wollte nicht undankbar erscheinen, aber es war ein weiterer kleiner Schock. Nicht wegen der Wurst, sondern wegen der Selbstverständlichkeit, mit der sie zelebrierten, dass sich hier nichts ändern musste. Das ist ihre Welt, dachte ich. Und ich soll Teil davon werden. Aber was, wenn ich sie nicht nur ergänzen, sondern verändern will? Was, wenn mein Hunger größer ist als der nach Wurst – Hunger nach Respekt, nach Augenhöhe, nach Zukunft? Ich biss in die Semmel. Sie schmeckte nach Staub. Doch mein Wille war stark – ich bleibe! 20 Jahre später! Heute bin nicht mehr die einzige Frau. Wir sind mehr geworden, teilweise viele. Unsere Stimmen sind nicht mehr das zarte Hintergrundrauschen in einem Meer voll tiefer Männerstimmen – sie sind Teil einer Melodie. Und manchmal auch der Takt. Die drei Gewerkschaften, die damals wie störrische Tiere aneinandergerieten, haben ihren Weg gefunden. Es war kein

einfacher Prozess. Kulturen prallten aufeinander, Eitelkeiten mussten Federn lassen, Machtgefüge wurden neu verhandelt. Aber es ist gelungen. Manche sprachen damals von einer Zwangsheirat, heute nennen es viele eine Partnerschaft. Eine, die gelernt hat, Unterschiede nicht als Bedrohung zu sehen, sondern als Chance. Was damals nach Kampf roch, trägt heute den Duft von Veränderung.

Und ich weiß: Es hat sich gelohnt, ich fühle mich nicht mehr fremd, sondern angekommen.

Yvonne Rychly ist Abgeordnete zum Wiener Landtag und Gemeinderat sowie Mitglied im Präsidium der Gewerkschaft vida.

Vier Frauen brauchen mehr Geld

Sabine Ameshofer

Maria, Frida, Magdalena und Hermine – vier Frauen verschiedener Generationen, geboren an unterschiedlichen Orten, sogar in verschiedenen Ländern. Magdalena wurde 1909 geboren, Hermine 1925, Frida 1945 und Maria 1946. Insgesamt bekamen sie 22 Kinder, Tot- und Fehlgeburten nicht eingerechnet. Diese vier Frauen sind die Vorfahrinnen meiner eigenen Töchter. Doch im Vergleich zu ihnen kannten sie Begriffe wie Gleichbehandlung, selbstbestimmtes Leben, Altersarmut, Sexismus und auch Unabhängigkeit nicht. Für andere zu sorgen – Care-Arbeit zu leisten –, war für sie selbstverständlich, obwohl sie auch dieses Wort niemals gebrauchten. Fremd blieben ihnen Zeit ihres Lebens auch Karenzgeld, Familienbeihilfe, Kindergeld, Frauenberatungsstellen, Einkommensberichte und das Pensionskonto.

Im Jahr 2008 purzelte ich durch einen (un-)glücklichen Vorfall buchstäblich in einen neuen beruflichen Lebensabschnitt: Ich übernahm die Funktion der Betriebsratsvorsitzenden und Aufsichtsrätin in einem Betrieb mit rund 270 Kolleginnen und 130 Kollegen. Gleichbehandlung, Altersarmut und Pensionskonto waren auch mir damals fremd, Care-Arbeit jedoch nicht. Schnell merkte ich, dass in höheren, gut bezahlten Funktionen überwiegend Männer

vertreten waren, die – so schien es mir manchmal – mit ihren vielen Fremdwörtern und wirtschaftlichen Begriffen fast eine eigene Sprache sprachen. Es wurde viel geredet, viel Geld erwirtschaftet und der Erfolg mit bunten Festen gefeiert. Auch dabei waren oft hauptsächlich Männer anwesend. Mir wurde bald bewusst, dass ich meine Strategie ändern musste. Ich versuchte also, mir ihre Sprache anzueignen, lernte schnell, Kennzahlen in komplizierten Bilanzen zu berechnen, und konnte schon bald mit den Herren mithalten. Dennoch reichte mein Einsatz nicht aus. War ich zu klein? Zu leise? Und sollte ich bei gesellschaftlichen Anlässen lieber ein Bier mit den Herren trinken anstatt eines Glases Prosecco?

Ich versuchte es mit den Fakten: Ich zeigte auf, wie unfair es war, dass es Frauen nicht in Führungspositionen schafften. Oder dass ganze Abteilungen, in denen hauptsächlich Frauen arbeiteten, schlechter bezahlt wurden als zum Beispiel die technischen Berufe. Doch meine Einwände stießen auf taube Ohren. Und sogar schlimmer, ich bemerkte mit der Zeit, dass sich die meisten über meine Bemühungen amüsierten. Da halfen mir das Bierglas in der Hand und meine nebenbei erlernten Vokabeln aus der Bilanzwelt auch nicht. Im Gegenteil, immer wieder hallte der Satz meiner Mutter in meinen Ohren nach: Das gehört sich eben nicht für eine Frau. Und ich spürte immer deutlicher, dass es nicht einfach ist, sich gegen alte Normen aufzulehnen. Doch irgendwann wurde der Satz in meinen Gedanken leiser und ich fand Gefallen daran, mich aufzulehnen. Die Norm wird sich schon irgendwann ändern, dachte ich mir.

2015 entstand dann in mehreren geselligen Runden, in Arbeitsgruppen finalisiert, eine offizielle schriftliche Forderung von 30 Frauen. 30 Frauen forderten solidarisch mehr Geld! Hört sich toll und cool an, das war es auch – doch es sollte alles andere als

einfach werden. Sieben lange Jahre folgten! Die ersten beiden Jahre wurde verhandelt, ohne Erfolg. Versammlungen oder gar ein Streik, um Druck für die eigene Sache aufzubauen, waren für die Damen leider unvorstellbar. Was für ein Glück, dass es im Jahr 2015 bereits eine Gleichbehandlungskommission gab. Dieses Gremium war besetzt mit Vertreter:innen der Wirtschaftskammer, der Arbeiterkammer und dem Österreichischen Gewerkschaftsbund. Gemeinsam mit der Arbeiterkammer Oberösterreich wurde dann 2017 eben dieser Kommission ein Antrag auf Prüfung einer mittelbaren Diskriminierung vorgelegt. Wieder verging die Zeit, Anhörungen folgten, das Nachreichen von unzähligen Schriftstücken war zu bewerkstelligen. Man stand vor sehr grundsätzlichen Fragen und auch sehr weit voneinander entfernten Meinungen: Welche Arbeit hat welchen Wert? Ist ein Gärtner, der beim Baumschnitt große Verantwortung trägt, besser zu bezahlen als eine Mitarbeiterin im Gesundheitsbereich, die auf Kontraindikationen und spezielle Krankheitsbilder achten muss? Welche Arbeit birgt welches Risiko, und wie wirkt sich dieses wiederum auf die wirtschaftliche Situation des Unternehmens aus? Im Jahr 2020 traf die Kommission für Gleichbehandlung schließlich eine große Entscheidung: Es lag eine mittelbare Diskriminierung vor. Die Frauen verdienten zu Unrecht zwischen 250 und 300 Euro weniger im Monat als ihre männlichen Kollegen, das sind rund 3.500 Euro weniger im Jahr, auch eine wesentlich schlechtere Grundlage für ihr Pensionskonto. Die Aufrollung der Verfallsjahre kam nicht ungelegen, um einer über Jahrzehnte, wenn nicht sogar Jahrhunderte langen Ungerechtigkeit ein wenig entgegenzuwirken. Es war eine wichtige Entscheidung, eine, die auch das Leben von Maria, Frida, Hermine und Magdalena – wenn sie es noch miterleben hätten können – verändert hätte. Und zwar

indem sie Spaß in ihr Leben gebracht hätte. Was ich damit meine? Dass sie sich mit dem zusätzlichen Geld ein wenig mehr von den schönen Dingen im Leben leisten hätten können, die über das Notwendigste hinausgingen.

Heute schreiben wird das Jahr 2025. Mehr als 100 Jahre nach der Geburt meiner Großmutter sind die Rufe nach der Schließung der Einkommensschere noch immer laut. Dank vieler großartiger Frauen gibt es heutzutage zahlreiche Errungenschaften, mit deren Hilfe wir Frauen uns für Gleichstellung einsetzen könnten. Ja, ganz recht: könnten. Vielen Frauen sind Begriffe wie Gleichstellung, Einkommensberichte, Care-Arbeit und Gendermedizin zwar heute nicht mehr unbekannt, dennoch wird noch immer zu wenig mit ihnen gearbeitet. Viele lassen sich nach wie vor von eingefahrenen Rollen im System und in der Gesellschaft fesseln, obwohl es heute viel einfacher denn je wäre, die Dinge anders zu tun.

Maria, Frida, Hermine und Magdalena würden sich heute mit ihren Enkeltöchtern im Biergarten treffen. Sie würden eine Menge Spaß haben. Sie würden gemeinsam mit ihnen einen solidarischen Pakt schließen, um keine in Armut zurückzulassen. Ich hoffe, sie nehmen mich mit.

Sabine Ameshofer ist Betriebsratsvorsitzende eines großen Touristikbetriebes.

Mehrwert: Mann sein

Sabine Bauer

„Alle Jahre wieder kommt der *Equal Pension Day* auf die Erde nieder, wo die Ungleichheiten sind.“ Dieses Lied singen wir schon lange und dieses Lied werden wir auch noch lange singen, wenn sich nichts ändert. Doch warum es diese Veränderungen wirklich braucht, davon will ich euch heute erzählen.

2024: Donald Trump wird wieder Präsident der Vereinigten Staaten, die Instabilität des Nahen Ostens nimmt weiter zu, die Welt verpflichtet sich zu einer Erhöhung der Ausgaben für das Klima. Und wir stehen – wie auch schon die letzten Jahre – wegen des *Equal Pension Day* auf der Straße. Wie jedes Jahr gehe ich in meinem Kopf die tausend Fragen durch, die mir und meinen Kolleginnen heute entgegenflattern werden.

„Wieso steht ihr hier?“

„Was hat mein Erwerbsleben mit meiner Pension zu tun?“

„Pension krieg ich sowieso keine mehr!“

„Und was ist jetzt überhaupt dieser *Equal Pension Day*?“

„Wir stehen hier, weil wir als ÖGB mit all seinen Fachgewerkschaften auf diesen Tag aufmerksam machen, Hans.“

„Ja, deine Voll- oder Teilzeittätigkeit wirkt sich auf deine Pension aus, Hannelore.“

„Auch du wirst noch Pension bekommen, Dieter.“

„Und das Wichtigste: Der *Equal Pension Day* ist jener Tag im Jahr, ab dem Frauen rein rechnerisch betrachtet keine Pension mehr bekommen. Er ist das Pensions-Pendant zum *Equal Pay Day*, Gustav.“

Mit einem tiefen Seufzen schloss ich den Kofferraum des Autos meiner Kollegin. „Kopf hoch, Sabine, es ist das erste Mal in Amstetten und das wird ein cooler Tag“, sagte sie schulterklopfend und setzte sich auf den Fahrersitz. Leonie, immer motiviert, blitz-gescheit, verständnisvoll und einfach eine gute Seele. Ich bin wirklich froh, sie als Kollegin zu haben. Egal welche Situation, sie weiß, was zu tun ist. Ich öffnete die Beifahrertür, ließ mich auf den Sitz fallen und lächelte sie an. „Du hast recht, dann auf nach Amstetten.“ Nach gut einer Stunde parkte Leonie in der Tiefgarage. „Da sind wir. Jetzt suchen wir die Leitung des Einkaufszentrums, sie sollte ihr Büro im dritten Stock haben.“ Gesagt, getan. 15 Minuten später hatte uns die besagte Person unseren Standplatz gleich neben dem Eisgeschäft gezeigt. Als Leonie und ich gerade dabei waren, unsere selbst gebastelte Dartscheibe aus dem Kofferraum auszuladen, riefen die Kolleginnen der GPA und GBH an und teilten uns mit, dass sie schon bei unserem Stand seien. Kurze Zeit später hatten wir die Dartscheibe aufgebaut und ein paar Probewürfe gemacht. Wir waren bereit, mit unserer Aktion zu starten. „Um wie viel Prozent bekommen denn Frauen in Österreich weniger Pension als Männer?“, fragte ich. Ein Mann stand vor mir und starrte mich mit großen Augen an, ich schätzte ihn auf Mitte 30. Seine Frau stand mit dem Kinderwagen daneben und begann zu schmunzeln. „Ich hab gedacht, ich muss nur auf die Dartscheibe schießen, um das Eis zu bekommen?“

Ich erklärte, dass er zusätzlich noch eine Frage beantworten müsse, dann stünde dem Eis nichts mehr im Wege.

„Na, Schatz, weißt du es nicht?“, neckte ihn seine Frau.

„Doch natürlich ... wahrscheinlich ist es die gleiche Pension. Ja, Männer und Frauen bekommen gleich viel – und das, obwohl ich beim Bundesheer war. Ich finde, eigentlich steht mir da mehr zu.“

Seine Frau starrte ihn ungläubig an. Bevor ich erklären konnte, warum seine Aussage falsch war, begann sie laut zu lachen.

„Na wenn das so ist, bleibst du das nächste Mal daheim, wenn der Kleine wieder was hat!“ Sie atmete tief durch.

Er wurde rot und schaute zu Boden, die Scham stand ihm ins Gesicht geschrieben. Ruhig, aber bestimmt begann ich zu erklären, dass Frauen oft durch Care-Arbeit, Kindererziehungszeiten und Teilzeitarbeit weniger Beiträge einzahlen und somit schlussendlich auch weniger Pension bekommen. „Und zwar nicht unwesentlich: Im Jahr 2024 waren es rund 40 Prozent weniger Pension, die Frauen im Vergleich zu Männern erhielten“, schloss ich. Die beiden bedankten sich für das Gespräch und gingen mit ihren Eis-Gutscheinen glücklich davon.

Solche oder so ähnliche Gespräche führten wir an diesem Tag viele. Wir sprachen mit zahlreichen Menschen, die noch nie oder nur sehr wenig von der Thematik gehört hatten. Für viele war zudem der ÖGB mit seinen Fachgewerkschaften bislang ein ungeöffnetes Buch. „Ahhs“ und „Ohhs“ hörten wir viele, es gab aber auch viel Zuspruch zum System Gewerkschaft und der Aufklärung zum *Equal Pension Day*. Wenn sie dann mit ihrem Eis davonzogen, spürte man bei vielen, dass das Gespräch schlussendlich ein positives Gefühl erzeugt hatte. Insofern verlief der *Equal Pension Day* gleich wie in den vergangenen Jahren. Wie gesagt: „Alle Jahre wieder kommt der

Equal Pension Day ...“ Doch dann kam es zu einem besonderen Gespräch. Die Aktion ging dem Ende zu, als Leonie drei Mädchen mit Kopftuch ansprach und sie fragte, ob nicht auch sie einen Eis-Gutschein gewinnen wollten. Die drei standen etwas verdattert da und wussten nicht so recht, was sie auf die Frage antworten sollten. Kurzerhand ging ich zu ihnen hinüber und drückte der Mittleren mit den Worten „Gut Schuss“ einen Dartpfeil in die Hand. Leonie nickte dem Mädchen zu und erklärte, dass es auf die Dartscheibe schießen solle. Danach würde es eine Frage zum Thema Pension gestellt bekommen und hätte somit schon den Gutschein gewonnen. Das Mädchen blickte sich nach ihren Freundinnen um, dann zielte sie auf die Dartscheibe.

„Kategorie rot“, rief Leonie. „Hm ... was nehme ich denn da für eine Frage – ah, die ist gut: Frauen bekommen in Österreich um rund 40 Prozent weniger Pension als Männer. Kannst du mir sagen, welche Gründe das haben könnte?“ „Na ja, weil Männer mehr wert sind!“ Das Mädchen sagte diesen Satz und schien felsenfest überzeugt davon. Der Satz war ihre Wahrheit. Und er löste in mir sofort ein tiefes Gefühl von Traurigkeit, ja fast Wut aus. Es war wie ein Schlag ins Gesicht. Tagtäglich stehen wir für die Rechte der Frau ein, da tut so ein Satz schon weh. Ich fragte mich, ob all das, für das wir uns bis jetzt eingesetzt hatten, einen Sinn gehabt hatte.

Stimmengewirr, das uns den ganzen Tag über umgab. Das Lachen der Kinder, die Musik, die durch die Lautsprecher der Mall sprudelte. In dem Moment trat all das in den Hintergrund und ich hörte nur noch das Gespräch zwischen Leonie und den drei Mädchen. „Nein“, sagte Leonie bestimmt. „Lass dir niemals einreden, dass du weniger wert bist als ein Mann. Das stimmt einfach nicht.“ „Aber mein Vater hat gesagt, dass er mehr wert ist als Mama“,

entgegnete das zweite Mädchen. Sie trug ein braunes Kopftuch und war die Kleinste von den dreien.

„Und mit welcher Begründung hat dein Papa das gesagt?“

„Na ja, weil er der Mann ist. Mein Bruder ist ja auch mehr wert als ich.“

Ich merkte, dass Leonie baff war und sich bemühen musste, ihre Tränen zurückzuhalten. „Aber wir sind Österreicher, wir gehen hier ins Gymnasium. Nicht dass Sie denken, wir sind so Ausländer.“

„Wer war denn zu Hause und hat auf euch aufgepasst, als ihr klein wart?“, fragte Leonie.

„Mama“, antwortete wieder das Mädchen, das den Dartpfeil geschossen hatte.

„Und wer kümmert sich um den Haushalt?“

„Mama“, sagte das dritte Mädchen.

„Wer schaut auf euch, wenn ihr krank seid?“

„Mama“, sagten alle drei.

„Und ihr erklärt mir gerade, dass eure Mama nicht dasselbe wert ist wie euer Papa?“

Sie schwiegen.

In diesem Moment ging eine Gruppe von Jungs an uns vorbei, Teenager, vermutlich zwischen 16 und 18 Jahre alt. Alle trugen ein Käppi, tiefsitzende Hosen und Tanktops. Sie sahen fast gleich aus, nur ihre Körperform variierte zwischen sehr schlank und sehr muskulös. Auch die Mädchen hatten sie bemerkt und wurden plötzlich ganz zappelig, als die Jungs auf uns zukamen.

„Wir müssen jetzt aber weiter, wir haben noch was vor“, sagte das Mädchen, das den Pfeil geworfen hatte, und wollte das Gespräch schon beenden. „Wartet, eure Gutscheine!“ Leonie schnappte sich schnell drei Stück von mir und steckte ihre Karte unter die Gutscheine.

„Wenn ihr was braucht, meldet euch.“

„Danke!“ Das Mädchen nahm alles entgegen und gemeinsam drehten sie sich um und gingen ein paar Schritte davon, bevor sie wieder stehenblieben und sich wartend nach den Jungs umsahen. Doch als diese auf Höhe unseres Standes waren, fragte ich sie, ob sie nicht auch ein Eis gewinnen wollten. „Nein, danke“, sagte einer. „Habt’s eh schon mit unseren Schwestern geredet.“ Sie gingen zu den Mädchen und dann gemeinsam davon. Nur eines der Mädchen drehte sich noch einmal um und schaute zu unserem Stand herüber. Das Gespräch hat uns alle mitgenommen, aber auch neue Kraft gegeben. Solange es Frauen gibt, denen beigebracht wird, dass ein Mann mehr wert ist, werden wir uns für Aufklärung einsetzen und daran arbeiten, dass es den *Equal Pension Day* nicht mehr geben muss. Denn eines können wir langsam nicht mehr hören: „Alle Jahre wieder kommt der *Equal Pension Day* auf die Erde nieder, wo die Ungleichheiten sind.“

Sabine Bauer ist Büroassistentin sowie stellvertretende Frauenvorsitzende der GBH Niederösterreich.



Eiskalte Neuanfänge

Diana Franzmair

Neuanfänge haben mich mein ganzes Leben lang begleitet – zuerst unfreiwillig, später mit einem warmen Gefühl im Körper. Als Kind bedeuteten Neuanfänge für mich Abschied, Unsicherheit und das Gefühl, entwurzelt zu sein. Doch mit dem Alter habe ich gelernt, in jedem Neubeginn eine Chance zu sehen.

Geboren wurde ich in Gmunden, als Baby verbrachte ich viel Zeit in Vöcklabruck bei meiner Oma, als ich drei war, wanderten meine jungen Eltern mit mir nach Australien aus. Im heißen Süden von Australien wurden alle Einwanderer in einem Übergangszentrum untergebracht. Hier kamen Menschen aller Nationalitäten, die dort neu beginnen wollten, zusammen.

Uns wurde ein Haus in der Schulz-Straße zugewiesen, ein Backsteinhaus, gegenüber wohnte eine irische Auswanderungsfamilie, mit deren Kindern ich mich bald anfreundete. Oft spielten wir im Garten im Schatten der großen Trauerweide. In Whyalla bin ich gerne in die Schule gegangen. Doch bevor ich mich daran gewöhnen konnte, ging es schon wieder weiter und die nächste Übersiedelung stand an. Das machte mich unglücklich, denn ich wollte nicht woanders wieder neu beginnen.

Es wurde Perth, mit dem Zug von Süd- nach Westaustralien. Von dort wollten meine Eltern eigentlich wieder zurück nach Österreich, doch wir blieben noch Jahre hängen. Zuerst in einem

Wohnwagen, und dann in verschiedenen Wohnungen. Aber auch hier sollten wir nicht bleiben. Würden wir irgendwann überhaupt wo Wurzeln schlagen? Es wurde anstrengend, sich immer wieder neu einzuleben.

Im Jänner 1981 kamen wir dann zurück nach Österreich. Es war ein schneereicher und eiskalter Winter. Die Jacke war nicht warm genug, die Wollhaube kratzig, am Straßenrand überall brauner Gatsch, der die Stiefel durchnässte. Ich konnte nicht glauben, dass wir wirklich die Sonne und die Weite gegen diese kalte Enge eingetauscht hatten. Aber ja, so war es. Mir passte das gar nicht. Wieder einmal eine neue Schule, wieder die krampfhaft Suchende nach Freund:innen und Akzeptanz. Das war nicht so einfach in den 80er Jahren. Dann trennten sich meine Eltern und es kam zum nächsten Neustart, zur nächsten Schule. Kurzzeitig kamen wir bei der Oma in Gmunden unter, bevor wir wieder und wieder und wieder übersiedelten.

Irgendwann waren meine Neuanfänge nicht mehr von meinen Eltern bestimmt, wer hätte das gedacht? Mittlerweile war ich es selbst, die das Alte hinter sich lassen wollte. Erster Job, zweiter Job, dritter Job – ja, immer wieder ein Sprung ins eiskalte Wasser. Doch siehe da, es wurde mit jedem Mal besser, und ich begann, Freude daran zu empfinden.

Heute arbeite ich in einem Betriebsratsbüro und dabei eng mit der GPA zusammen. Wir sind vier starke, unterschiedliche Frauen, die an einem Strang ziehen, und wir pflegen eine gute und wertschätzende Zusammenarbeit. Wir ergänzen und stärken uns gegenseitig. Unser Team bekommt viele unterschiedliche Anfragen von Mitarbeiter:innen, die wir unter anderem auch mithilfe unseres Gewerkschaftssekretärs beantworten.

„Wie komme ich zu einer Bildschirmbrille?“
„Wo kann ich Gutscheine bestellen?“
„Darf ich ein Job-Rad haben?“
„Bekomme ich Sonderurlaub, wenn ich heirate?“
„Bekommen wir in diesem Fitnessstudio eine Ermäßigung?“
„Ich brauche psychologische Unterstützung.“
„Ist noch ein Platz frei beim Eisbade-Workshop?“
„Wo finde ich die Betriebsvereinbarung und den KV?“
„Hast du Zeit zum Reden, kannst du mir zuhören?“
„Ich würde gern ein Buch aus der Betriebsbücherei ausborgen.“
„Welche Veranstaltung ist die nächste beim Frauenkulturklub?“
„Ich möchte mich intern verändern, wie geh ich vor?“
„Bin ich richtig eingestuft?“
„Bitte schick mir eine Gewerkschaftsanmeldung.“ Das ist unsere liebste Anfrage.

Unser Team hat viel verändert und wir bemühen uns um spezielle Angebote für unsere Kolleg:innen. Ein besonderes Erlebnis, bei dem ich selbst dabei war, war das erste Mal Eisbaden. Zwei Trainerinnen führten durch den Workshop, zuerst mit Meditationen und Atemübungen. Dann ging die große Gruppe gemeinsam minutenlang in die kalte Donau. Es war fast schon eine spirituelle Erfahrung. Langsam geführt in das eiskalte Wasser, den Atem einfangen. Atmen. Atmen. Der Stolz und die Wärme im Körper nach dem Herauskommen sind unbeschreiblich. Daraus ist wieder etwas entstanden. Wöchentlich treffen wir uns nun zum gemeinsamen Betriebsrats-Eisbaden. Jedes Mal ist es eine Überwindung, ins Eiswasser zu steigen, aber danach kommt das Glück und der Mut. Ich kann es nur jedem empfehlen.

Heute weiß ich: Jeder Neubeginn ist ein Schritt ins Unbekannte, manchmal sogar ein Schritt ins eiskalte Unbekannte – aber auch immer ein Schritt zu mir selbst.

Diana Franzmair ist Feministin, glücklich und angekommen.



Die Gewerkschaft sind wir alle!

Daniela Inführ

„So, junge Frau. Sie wollen also zu uns zurück.“ Herr O. lehnte sich zurück, die Hände theatralisch gefaltet. „Na, wenn Sie Ihre Fehler eingesehen haben ...“ Ein Lächeln umspielte seine Lippen. Die Stimmung im Büro war angespannt. Dunkles Holz, ein viel zu großer Schreibtisch, Ledersessel – und auf der anderen Seite ich. 24 Jahre jung, mit pochendem Herzen, abwartend. Wie war ich bloß hier gelandet?

Einige Monate zuvor war ich entlassen worden. Um fünf Uhr morgens. Telefonisch. Es war mein erster Job, als Flugbegleiterin, die Arbeitsbedingungen, wie damals in der Branche üblich, diskussionsbedürftig. Mit meiner Entlassung und der gleich folgenden sogenannten Eventualkündigung, für den Fall, dass die Entlassung vor Gericht nicht halten würde, wollte man ein Exempel statuieren. Eine Mitarbeiterin, die sich für ihre Rechte und die ihrer Kolleg:innen einsetzte, wollte man nicht im Unternehmen.

Mithilfe des Betriebsrats und der Gewerkschaft habe ich mich dagegen gewehrt – und zwar erfolgreich. So kam ich ins Büro des Herrn O. Es war die erste große Lektion meines Berufslebens. Und sie lehrte mich: Ich will mehr als nur arbeiten. Ich will verändern. Gerechtigkeit vor Gehorsam stellen. Der Erfolg vor Gericht reichte mir als Ende mit Schrecken.

Die Jahre danach waren ein Mosaik aus Momenten des Widerstands, der Hoffnung, des Zweifelns – und des Mutigseins. Ich absolvierte das Bachelor- und anschließend das Master-Studium Biotechnische Verfahren, bekam während des Masters meine Tochter und begleitete sie von Anfang an ohne Partner, da dieser wenig vom Studieren hielt und sich die Rollenverteilung anders vorgestellt hatte. Auch in den männerdominierten Labors, in denen ich arbeitete, bewegte ich mich zwischen Reagenzgläsern und Rollenklischees, analysierte Antibiotika-Resistenztests und pflegte Zellkulturen, während man mir nahelegte, doch besser den Wischmopp zu schwingen.

In der Forschung war ich zu Hause, bis ich zwischen die Fronten eines privaten Rosenkriegs geriet: Die streitenden Parteien waren Partner im Unternehmen, ich war mittendrin. Als ich mehrfach Einladungen zur „außerbetrieblichen Freizeitgestaltung“ ablehnte, wurde mir nahegelegt, das Unternehmen im Rahmen einer einvernehmlichen Lösung zu verlassen.

2020, das Jahr der Corona-Pandemie, kam. Gerade in diesem Jahr, so meinten wohlwollende Freund:innen, sollte man in meinem Bereich doch ganz leicht etwas Neues finden. Nun ja, als Alleinerziehende, die ihr kleines Kind nicht ganztags fremdbetreuen lassen wollte, gestaltete sich die Arbeitssuche dennoch schwierig. In der Pharma-Branche sind vierzig Stunden eher die unterste Grenze.

So kam mir die wirklich sympathisch formulierte Ausschreibung eines Startups in der Umwelt-Biotechnologie gerade recht. Eine bunte Truppe, echte Wertschätzung und neue Chancen. Ich blühte auf, baute ein Qualitätsmanagementsystem auf, verhandelte, erreichte Zertifizierungen und durfte das Unternehmen auch international präsentieren.

Es war eine Zeit des Aufbruchs – bis sich die Dynamik veränderte. Mit dem Wandel vom ursprünglichen Gründer-Team hin zur strukturierteren Organisation ergaben sich dieselben Probleme, die auch größere Betriebe haben, insbesondere beim Thema Arbeitnehmer:innenschutz. Ich übernahm die Rolle der Sicherheitsvertrauensperson, bildete mich weiter und bemühte mich, die Rechte und das Wohlergehen aller Kolleg:innen im Blick zu behalten. Doch bald zeigte sich, dass wir im Team unterschiedlicher Meinung waren. Ich hatte das Gefühl, dass meine Bemühungen nicht umgesetzt werden konnten. Mit der wachsenden Unzufriedenheit im Team wuchs dann auch mein Entschluss: So kann es nicht weitergehen, die Zeit ist reif für einen Betriebsrat.

Diesmal war ich bereit, den Weg weiterzugehen. Gemeinsam mit einem Kollegen gründete ich – immer mit tatkräftiger Unterstützung unserer Gewerkschaftsvertreter:innen – eine Betriebsratsliste. Wir informierten, wir erklärten, wir glaubten an Fairness, doch es sollte anders kommen: Eine andere Liste, ohne den Ansatz für Veränderung, wurde aufgestellt. Am Ende gab es dann zwar diesen Betriebsrat, doch drei Monate später war er aufgelöst. Für mich hieß das: kein Platz für Mitbestimmung, kein Zugang zu Weiterbildung. Daher stand mir nur mehr eine Tür offen: die Gewerkschaftsschule. Zwei Tage vor Beginn sprang ich auf den fahrenden Zug und wurde Teil davon. Ich hatte keine Ahnung, wohin die Reise führen würde. Aber hier wurden die Weichen ganz neu gestellt.

In der Gewerkschaftsschule lernte ich, was es heißt, nicht nur Teil einer Bewegung zu sein, sondern sie auch zu leben. Es ging nicht nur um Paragraphen oder Richtlinien – es ging um uns. Um Persönlichkeit. Um Haltung und Kompetenz. Um das WIR.

Wir präsentierten, wir diskutierten, wir lernten und wir durften wachsen. Und zwischen Protokollen und Aha-Momenten passierte etwas: Ich fand meinen Platz – nicht irgendwo hinten im System, sondern mittendrin, mitgestaltend. Und ich wurde gesehen, nicht als junge Frau, sondern als Kollegin, als Stimme, als Kraft.

Ein Input unseres Lehrgangskoachs hat mich sehr geprägt. Er fragte in den Raum: „Wer ist denn diese Gewerkschaft?“ Und antwortete selbst: „Die Gewerkschaft – das sind wir alle! Und wir müssen da rausgehen und die Menschen abholen. Dazu müssen wir aber auch unseren Hintern hochbekommen.“

Ich habe meine Tochter oft mitgenommen auf diesem Weg – in Gedanken, im Herzen, manchmal auch ins Seminar. Ich habe Geräte ausgeliehen, Wissen geteilt, Gespräche geführt und gemerkt: Mitglieder gewinnt man nicht hinter verschlossenen Türen, man gewinnt sie mit offenen Armen. Als wir auf die Zielgerade einbogen, die Abschlussarbeiten vor uns, die Zertifikatsverleihung in Sichtweite, war ich stolz, ja. Aber auch sentimental. Denn zwischen Kind, Job, Studium, Gemeinderat und all dem, was das Leben noch so bereithält, habe ich etwas gefunden, das bleibt: Verbundenheit.

Ich hätte die Zeit am liebsten angehalten. Das sagte ich auch offen zu unserem Lehrgangskoach – und bekam eine Antwort, mit der ich nicht gerechnet hatte: „Dann komm doch wieder. Als Lehrgangskoach in der nächsten Schule.“

Und ich komme nicht nur wieder. Sondern ich bleibe.

Daniela Inführ ist Mama, Wissenschaftlerin und immer auf der Suche nach Gerechtigkeit.

Mama, bin ich eine Belastung?

Elisabeth Bacher

Verliebt, verlobt, verheiratet – und das war's? Nein, da fehlt etwas: die Scheidung. Erst danach begann ich die Notwendigkeit der Frauen- und Emanzipationsbewegungen sowie der inklusiven Sozialisierung zu verstehen. Nach der Geburt meines zweiten Kindes wusste ich noch nicht, dass mit der dritten Geburt meine Karenzzeit enden würde und ich mich zu dem Zeitpunkt hätte arbeitslos melden müssen. Denn plötzlich hatte ich dann keinen Anspruch auf Familienbeihilfe mehr, bekam kein Karenzgeld und löste mein Konto auf, da mein Mann der Alleinverdiener war.

Da begriff ich: Ich war finanziell abhängig. Zum ersten Mal erfuhr ich, was es heißt, Mutter zu werden und auf Job und Karriere, die ich geliebt hatte, zu verzichten, weil ich mich bewusst für die Kindererziehungszeit daheim entschieden hatte. Ich blieb zu Hause, um meinem Mann den Rücken zu stärken. Doch was ich zu dieser Zeit noch nicht wusste: Ich übernahm kostenfreie Care-Arbeit zu meinen Lasten.

Nach langen Überlegungen folgte die Scheidung, da ich plötzlich, gemeinsam mit meinen vier Kindern, nicht mehr krankenversichert war. Eine EU-Regelung aus dem Jahr 2020, das Beschäftigungslandprinzip, erwirkte, dass in unserem Fall Großbritannien für die Sozialleistungen zuständig war. Nachdem die Ehe zu diesem Zeitpunkt aber unwiederbringlich zerrüttet war, ging ich auf den

letzten Drücker zum Postamt und versandte das Telefax mit der Klage zur Scheidung. Denn mit diesem Schreiben waren meine Kinder und ich sofort wieder krankenversichert, auch wenn ich keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld hatte.

Es folgten Teilzeitjobs in verschiedenen Organisationen und Unternehmen. Heute bin ich sehr dankbar für die weiblichen Vorgesetzten, denen ich dort begegnete, denn sie haben mir gezeigt, dass eine flexible, respektvolle und verständnisvolle Zusammenarbeit trotz vier kleiner Kinder möglich ist. Schon damals war es mir zum Beispiel erlaubt, im Home-Office zu arbeiten, ich bekam Sonderurlaub, als meine Pflagestage aufgebraucht waren, mein Jüngster aber meine Begleitung ins Spital benötigte. Es gab sogar eine Sommerferien-Kinderbetreuung für all meine Kinder, und wenn mal ein Meeting am Plan stand und die Kinder nicht wie vereinbart vom Kindsvater abgeholt wurden, dann durften alle vier mit ins Büro kommen. Eine Mitarbeiterin ließ auf dem Gang Matchbox-Autos mit meinem Sohn um die Wette fahren, weil er mit Gipsbein nach einer Ambulanzkontrolle von mir huckepack mit ins Büro gebracht wurde.

Doch dann kam der Schock. Nach einer Grippe erkrankte meine älteste Tochter im Alter von nur 14 Jahren schwer an ME/CFS (Myalgische Enzephalomyelitis), einer neurologischen Multisystemerkrankung. Diagnostiziert wurde diese aber erst 2020. Die Krankheit erforderte, dass ich zwischendurch meinen Job aufgeben musste, um mich mit dem Thema Pflege auseinanderzusetzen und meine Tochter zu versorgen. Dafür waren zusätzlich enorm zehrende bürokratische Tätigkeiten zu erledigen. Einem Zufall und der Unterstützung einer lieben Kollegin, mittlerweile auch Freundin, sei es gedankt, dass ich das Büro „Chancen Nutzen“ beim ÖGB empfohlen bekam. Hier erhielt ich zahlreiche Tipps,

vor allem im Zusammenhang mit „Frau und Behinderung“. Dies war mein erster bewusster Kontakt mit der Gewerkschaft.

Meiner Tochter und mir wurden Möglichkeiten aufgezeigt, wie sie trotz Behinderung in der Arbeitswelt integriert werden konnte. Dank eines Ministerialrates im Bildungsministerium erfuhr ich von der Möglichkeit des Besuches eines Abendgymnasiums. So war es meiner Tochter trotz vieler Ambulanztermine, Therapien und Spitalsaufenthalte möglich, ihren Schulabschluss zu machen. Leider verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand nach dem Abschluss rapide und ich fürchtete, dass sie den Sommer 2018 nicht überleben würde.

Währenddessen arbeitete ich immer wieder in Teilzeit, denn als alleinverdienende und pflegende Mutter waren meine Kinder auf mein Einkommen angewiesen. Dass ich dabei an meine Grenzen kam, verstand sich von selbst, ein physischer und psychischer Zusammenbruch war de facto vorprogrammiert. Hinzu kam, dass es für Menschen, die an ME/CFS erkrankt sind, keine Anlaufstelle und Versorgungsstruktur gab und bis heute nicht gibt.

Eines Sonntagmorgens saß ich vor einer heißen Tasse Kaffee und weinte still und leise vor mich hin. Die jüngeren Geschwister waren bereits ausgezogen. Die Vorhänge verdrängten das helle Tageslicht, damit meine Tochter nicht unter den Lichtreizen leiden musste. Es lief keine Musik, damit sie der Lärm nicht schmerzte, und ich versuchte, jeglichen Geruch zu vermeiden, damit ihr das Atmen nicht schwerfiel. Kein Anruf, keine Textnachricht, nichts ... absolute Stille. Und das in einem Haus, in dem vier Kinder aufgewachsen waren, voller Lärm, Freude, Lachen. Was blieb, war Stille, Dunkelheit, Einsamkeit und Isolierung – und die Angst vor der existenziellen Unsicherheit.

Irgendwann entschied ich: So konnte es nicht weitergehen! Also zog ich mich quasi selbst am Schopf aus dem Sumpf und rügte mich für mein Selbstmitleid. Mein neues Motto wurde von da an: Der Weg ist das Ziel.

In den sozialen Medien fand ich eine Möglichkeit, mich als Ally für ME einzusetzen und als Privatperson auf Missstände in der Frauenpolitik aufmerksam zu machen. Spät aber doch wurde ich Gewerkschaftsmitglied.

Ja, kostenfreie Care-Arbeit ist ein No-Go! Die Wirtschaft braucht uns Frauen und unsere Kinder. Die Gesellschaft braucht uns Frauen in der Arbeitswelt und im Ehrenamt. Und wir brauchen dringend soziale Absicherung. Nicht erst dann, wenn wir alt sind und von Mindestpension leben müssen, weil wir dank Care-Arbeit oft nur in Teilzeit arbeiten konnten. Wir benötigen finanzielle, soziale und mentale Unterstützung, wenn unsere Liebsten erkrankt sind. Ganz besonders, wenn es unsere Kinder betrifft. Da hilft auch kein Inklusions-Washing. Denn kaum jemand weiß, dass Eltern in unserer leistungs- und kapitalorientierten Gesellschaft bei der Geburt von Kindern ein wirtschaftliches Risiko eingehen. Ein behindertes oder chronisch krankes Kind bedeutet eine enorme zeitliche sowie finanzielle Last und die wird größtenteils von den Eltern allein getragen, weil Kinder keine Pension erhalten. Hier braucht es gelebte Solidarität und Zusammenhalt.

Ein altes Sprichwort lautet: Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind großzuziehen. Und genau diese Unterstützung benötigen Familien heute mehr denn je, und ganz besonders Alleinerzieher:innen. Denn was wäre die Welt morgen ohne uns Frauen und unsere Kinder?

All diese Gedanken machten mir schlussendlich bewusst, wie essentiell die Gewerkschaftsbewegung der Frauen weltweit ist.

Ich fordere ausnahmslos das bedingungslose Grundeinkommen für Menschen mit Behinderung, egal welchen Alters, und eine damit verbundene Krankenversicherung. Denn nach verliebt, verlobt, verheiratet, geschieden darf es nicht mehr heißen: weiblich, abhängig und arm!

Elisabeth Bacher ist vierfache Mutter, ein Swiftie und pflegende Angehörige, vor der Mutterschaft machte sie Karriere in der EDV-Branche.

46 Jahre und viele Glücksmomente

Sylvia Ledwinka

13. August 1979! Mein erster Arbeitstag in der GPA. Meinen Dienstvertrag hat Präsident Anton Benya unterschrieben, mein Vorsitzender in der GPA, der 1980 auch Sozialminister wurde, hieß Alfred Dallinger. Ich war angekommen, obwohl die wunderbare Reise da gerade erst begann. Mein Arbeitsleben endet heuer nach 46 Jahren. Es ist so voll von Erfahrungen, Erlebnissen und Emotionen, dass ich es kaum in Worte fassen kann – trotzdem will ich es versuchen.

Als ich 1979 zu arbeiten begann, trat das Gleichbehandlungsgesetz für die Privatwirtschaft in Kraft. Verantwortlich dafür war Johanna Dohnal, DIE Vorkämpferin für Frauenrechte meiner Generation. Mein Berufseinstieg fand also bereits unter günstigen Bedingungen statt. Der Gesetzgeber machte klar, dass die Diskriminierung von Frauen in der Berufswelt nicht akzeptiert werden darf – wie wir heute wissen, ist dieser Kampf auch nach 46 Jahren noch nicht beendet.

Mein Berufsleben begann in der Rechtsschutzabteilung, also genau dort, wo unseren Mitgliedern geholfen wurde, wenn ihre Ansprüche eingeklagt werden mussten. Es fand seine Fortsetzung in jener Abteilung, die für die Bediensteten bei den Sozialversicherungsträgern zuständig war, das waren Ärzt:innen, Pflegepersonal und Verwaltungsangestellte, mit ganz unterschiedlichen Bedürfnissen.

Schon damals habe ich festgestellt, dass Führungskräfte im Pflegebereich, zu der Zeit noch überwiegend Frauen, beim Einkommen deutlich hinter den männerdominierten Führungsfunktionen in der Verwaltung oder im ärztlichen Dienst lagen! Ein Umstand, der auch heute noch nicht befriedigend gelöst ist, weder in den Einrichtungen der Sozialversicherung noch beim Bund oder in den Ländern. Die Pflegebediensteten wurden zwar während der Corona-Pandemie beklatscht und es wurde ihnen für ihr Engagement gedankt, doch der Stellenwert, den diese Arbeit hat, ist noch lange nicht befriedigend hoch.

Gerade bei den Kollektivverträgen der Sozialversicherung gelang es viele Jahre später, den ersten Chancengleichheitspassus festzuschreiben. Ihr könnt mir glauben, das war weder einfach noch friktionsfrei. Ich erinnere mich an eine Konferenz der Betriebsrät:innen der Gebietskrankenkassen, wo allein der Umstand, dass sich die Kolleginnen an einem Nachmittag alleine ohne ihre männlichen Kollegen beraten wollten, ein mittleres Drama auslöste. Aber – und das ist das Wunderbare an dieser Organisation – sie gewöhnt sich irgendwann an alles, selbst an Chancengleichheit!

2001 kam die große Veränderung in meinem bisherigen Arbeitsleben, ich wechselte von der GPA in die „Zentrale“, sprich in den ÖGB. Es gab ein zentrales Ziel: die Beteiligung der Frauen in den Gremien des ÖGB und seiner Gewerkschaften zu erhöhen – und zwar mittels Quote. Denn bis dato gab es genau eine Frau, die Vorsitzende einer Gewerkschaft war, und zwar Lore Hostasch in der GPA, später erste AK-Präsidentin und Sozialministerin. Umso erfreulicher, dass mittlerweile mit Barbara Teiber wieder eine Frau Vorsitzende der GPA ist.

Der Kampf bis zur Quote war hart, aber er ist gelungen. Beim ÖGB Kongress 2007 kam die Quote ins Statut. Ein Meilenstein in der Frauenpolitik dieser Organisation, auf den die Frauen, die dies umgesetzt haben, noch immer sehr stolz sein dürfen, allen voran die damalige ÖGB-Frauenvorsitzende und Vizepräsidentin Renate Csörgits.

Aber war das nun mein politisches Highlight in dieser Organisation? Wenn ich ehrlich bin, nein. Das waren zwei Großveranstaltungen, völlig unterschiedlich, und doch in einem Punkt so gleich: Es war dieser Moment, dieses Gefühl des Zusammengehörens, des Dazugehörens, des Teil-davon-Seins.

Im Mai 2003 fand die Großdemo des ÖGB gegen die geplante Pensionsreform der Regierung Schüssel 1 statt. Nur wer dabei war, wird verstehen, was das für ein Erlebnis war. Ein Gewitter kam und machte aus den fast 200.000 Teilnehmer:innen gebadete Mäuse. Aber niemand ist gegangen, alle sind geblieben und bis zum Heldenplatz marschiert. Ich war dabei, ich werde dieses Gefühl nie vergessen: zu wissen, dass man ein Teil von einer Gemeinschaft ist, die dieselben Werte vertritt. Und wir haben einen Erfolg erzielt. Die geplante Reform kam so nicht!

Aber fast noch stärker war diese Emotion am 18.9.2014. Der ÖGB hatte bereits im Vorfeld zu einer Unterschriftenkampagne für eine Steuerreform aufgerufen, rund 300.000 Menschen unterstützten die Kampagne. Höhepunkt war die Betriebsrät:innenkonferenz im Austria Center. Und was war jetzt dieser Moment? Eine von den vielen zu sein, die die Halle an diesem Tag (über-)füllt haben. Diese Emotion, die von der Bühne bis in die letzte Reihe schwappte, dieses Gefühl – da bin ich richtig, da gehöre ich hin und all die Menschen rund um mich empfinden in diesem Moment genauso.

Das war mein absoluter Glücksmoment in dieser Organisation, dieses Empfinden war so stark und so beglückend, das kann nur jemand verstehen, der dabei war!

Und ja, die Steuerreform kam, ein großer Erfolg für diese Organisation und die Menschen, die sie ausmachen. Darum organisiert euch! Seid ein Teil dieser wunderbaren Organisation. Macht sie stärker und verzagt nicht, wenn manches ein bisschen länger dauert.

Was hat die wunderbare, leider viel zu früh verstorbene ehemalige Vizepräsidentin und spätere Gesundheitsministerin Sabine Oberhauser so gerne gesagt: „Am Ende wird alles gut, und wenn es nicht gut ist, ist es nicht das Ende.“

Sylvia Ledwinka ist Pensionistin und war bis 2025 ÖGB Expertin für den Arbeitsmarkt.



Der Fall Elchsalami

Birgit Sauerzopf

An meinem ersten Arbeitstag im September 1993 wurde ich in das Büro des Betriebsrats geführt. Im Gegensatz zu den eleganten, holzgetäfelten Räumlichkeiten des Finanzinstitutes, meiner neuen Arbeitgeberin, war das Zimmer des Betriebsrats einfach eingerichtet, aber geräumig. Der groß gewachsene, freundliche Vorsitzende schilderte mir die Vorteile meiner neuen Arbeitgeberin und erzählte Wissenswertes zum Arbeitsvertrag, wie etwa zur beschränkten Kündbarkeit. Sogleich legte er mir ein Formular hin und fragte: „Wollen Sie Mitglied der Gewerkschaft werden?“ Ich überlegte: Hier gibt's wirklich gute Arbeitsbedingungen. Einen Bestandsschutz des Arbeitsverhältnisses und Sozialleistungen wie hier im Haus hat sicher nicht jeder. Mein Beitrag zur Gewerkschaft könnte auch anderen Arbeitnehmer:innen in Österreich helfen. Mit diesen Gedanken zur Solidarität unterschrieb ich das Beitrittsformular. Nicht ahnend, welche Bedeutung die Gewerkschaft einmal in meinem späteren Berufsleben spielen würde. Während meiner ersten Berufsjahre in der Rechtsabteilung verfolgte ich als junge Juristin mit Idealismus und Begeisterung den Beitritt Österreichs zur Europäischen Union. Es gelang mir, Mitglied einer internationalen Arbeitsgruppe in Frankfurt zu werden und mich in regelmäßigen Abständen mit Rechtsvertreter:innen in Deutschland zu treffen. Diese Dienstreisen waren immer der Höhepunkte meines Jahres. Mein Vorgesetzter und ich arbeiteten viel und wollten als ehrgeizige Vertreter eines kleinen Mitgliedstaates mit

Kompetenz auffallen. Es herrschte Aufbruchsstimmung und wir lernten fachlich viel dazu.

Diese anfängliche Phase der Pionierarbeit, in der die ganze Belegschaft zusammenhielt, um gemeinsam erfolgreich den Euro einzuführen, wurde abgelöst von einer stärker konkurrenzorientierten Zeit. Es war ein Abschnitt der Normalisierung. Viele gleichaltrige Kolleg:innen versuchten, in der Hierarchie hinaufzukommen und Führungspositionen zu ergattern, die deutlich besser bezahlt wurden. In dieser Phase wurde ich Mutter zweier Töchter und entdeckte, wie schwierig es als Teilzeitkraft ist, überhaupt die Position in der Arbeitsgruppe zu halten. Ich wurde sensibler, was Fragen zur Gleichbehandlung im Arbeitskontext betrifft, nachdem ich eine Zeit lang statt interessanter Dienstreisen nur mehr Gesetzestexte zusammenfassen musste.

Zwischenzeitlich wurden die Dienstverträge für die neu eingestellten Kolleg:innen sukzessive verschlechtert. Da mir das Fach Arbeitsrecht im Studium gefiel und mich dieses Rechtsgebiet als Angestellte auch unmittelbar betraf, wurde ich Mitglied im Betriebsrat. So erlebte ich meine Arbeitgeberin nun aus einer anderen Perspektive. Meine neuen Erfahrungen waren weniger international ausgerichtet, vielmehr erlebte ich die mich berührenden kleineren und größeren Auseinandersetzungen im einfachen Büroalltag. In gewerkschaftlichen Schulungen konnte ich im geschützten Raum Probleme diskutieren und lernen, die Interessen meiner Mitarbeiter:innen strategisch klüger zu vertreten. Wie man Konfliktsituationen analysiert und wie man Allianzen schmiedet, waren nun meine vorrangigen Themen.

Eines Tages trat unerwartet der Vorsitzende unseres Betriebsrats zurück und ich wurde gefragt: „Möchtest du den Vorsitz übernehmen?“ Völlig überrascht erbat ich mir Bedenkzeit. Ich

zweifelte, ob ich diese neue Aufgabe mit zwei Kindern überhaupt schaffen konnte. Aber ich erinnerte mich, dass mein Vater in den 70er Jahren einen Betriebsrat in einer Bank mitbegründet hatte. Einer seiner Onkel, mein Großvater hatte acht Geschwister, war Assistent von Professor Kelsen, dem Vater unserer Verfassung. In der Zwischenkriegszeit kämpfte dieser Verwandte für eine autonome Gewerkschaft. Inspiriert von der Vergangenheit und überzeugt von der Unterstützung der Gewerkschaft, sagte ich schließlich zu. Von nun an war mein Arbeitsplatz jener Raum, in dem ich zum Dienstantritt damals vor vielen Jahren meinen Beitritt zur Gewerkschaft unterschrieben hatte.

Mein erster Fall war gleich die Entlassung eines älteren Mitarbeiters, der in einem bestandsgeschützten Arbeitsverhältnis stand und Gewerkschaftsmitglied war. Der betroffene Mitarbeiter der Poststelle stand leichenblass vor mir und meinte kleinlaut: „Ich hätte nie gedacht, dass mir so etwas passieren kann. Mir wird der Diebstahl einer Elchsalami vorgeworfen.“ Die Gewerkschaft stellte ihm umgehend eine Rechtsanwältin zur Seite, die seine Entlassung erfolgreich anfocht. Ich hatte den Eindruck, dass der ältere, renommierte Rechtsanwalt meines Finanzinstituts die junge, brünette Rechtsanwältin der Gewerkschaft absolut unterschätzte. Sie gewann das Verfahren mit Hinweisen auf fehlende Abmahnung, Disziplinarverfahren und Bagatelles auf allen Ebenen. Zum Ärgernis meiner ursprünglich siegesgewissen Arbeitgeberin kehrte das Gewerkschaftsmitglied wieder ins Unternehmen zurück. Die nächsten Arbeitsjahre waren, bedingt durch die Regierungskonstellation in Österreich, schwierig. Aber ich konnte mich immer auf meine Gewerkschaft verlassen, die mich und mein Betriebsratsteam als Rückenorganisation unterstützte. Meinen Betriebsratskolleg:innen in der internationalen Organisation in

Frankfurt erging es schlechter, da das deutsche Arbeitsrecht für sie aufgrund des extraterritorialen Status nicht galt. Diese Umstände und die letzten Erfahrungen mit arbeitsrechtlichen Fragen führten mir drastisch vor Augen, wie wichtig eine starke Gewerkschaft und ein gutes Arbeitsrecht sind.

Birgit Sauerzopf ist Zentralbetriebsratsvorsitzende einer großen finanzpolitischen Institution Österreichs.

Sag Ja zum Karriereboost

Barbara Schweighofer-Maderbacher

Erster Schultag und schon Klassenvorstand. Zwei Tage nach dem ersten Schultag unseres Sohnes kam mein erster Schultag. Das hieß, dass ich den Raumplan der Schule, den Sitzplan, den Stundenplan der Klasse und auch den eigenen Stundenplan im Griff haben musste. Und viele Dinge, die ich mir noch gar nicht vorstellen konnte. Ich erlebte zahlreiche herzliche und hilfsbereite Kolleg:innen und bekam viele Tipps, wie ich Klassen und Schule gut meistern konnte. Meine Schule und die Volksschule unseres Sohnes liegen an derselben Straßenbahnlinie. Also beruflich und privat alles wunderbar.

Aber im zweiten Jahr hatte es mein Stundenplan in sich! So war das damals mit den Neulingen an meiner Schule. Und als frecher Neuling, der ich war, konnte ich wieder mal meinen Mund nicht halten und plauderte beim Pausenkaffee so vor mich hin. „Wenn ich mal Rechte habe, trete ich sie an eine junge Kollegin ab, die sie wirklich braucht.“

„Na, da wünsch ich dir viel Glück dabei“, sagte eine Stimme aus dem Kollegium.

Einige Jahre später fragte mich dieselbe Stimme: „Es sind bald Personalvertretungswahlen und wir brauchen für unsere Schule junge, engagierte Leute. Hast du nicht Lust, bei uns zu kandidieren?“ Okay. Ich wusste bis dahin nicht, wie viele Gedanken

einem gleichzeitig in einer Sekunde durch den Kopf wirbeln können. Durchatmen! Und dann meine Antwort: „Wenn du die Nummer eins bleibst, mach ich gerne mal auf der Reservebank mit.“ Bei der Reservebank ist es nicht geblieben, aber das ist gut so. So wird man also Vorsitzende im Dienststellenausschuss einer Schule. Ich habe zum richtigen Zeitpunkt nicht Nein gesagt, denn die Aufgaben waren vielfältig und mein Einblick in das System Schule, Schulverwaltung und Dienstrecht wurde immer größer. Es war eine interessante und lehrreiche Zeit. Mein Gerechtigkeits-sinn war oft gefordert und ich realisierte, dass es wohl in unserer Familien-DNA liegt, sich für die Gemeinschaft und für Fairness einzusetzen.

Und dann habe ich ein weiteres Mal nicht Nein gesagt, nämlich als mein Mann fragte, ob ich ihn beruflich nach Brüssel begleiten würde. So gab ich meine Aufgaben in Schule und Dienststellen-ausschuss ab und machte drei Jahre Pause von Unterricht und Personalvertretung. Brüssel, das Europäische Parlament und all die anderen Institutionen waren ein fantastisches Arbeitsumfeld, aber wir wollten dann doch wieder nach Hause nach Wien. Ich wollte auch nach Hause in meine Schule und in die BMHS-Gewerkschaft. Nach drei Jahren Abstinenz wusste ich, dass es das ist, was ich machen will.

Nach meiner Rückkehr nach Wien folgte ich wieder den Einladungen zu Gewerkschaftstreffen der BMHS-Lehrer:innen, und es fragte mich erneut eine Stimme: „Kannst du dir vorstellen, intensiver bei uns mitzuarbeiten?“ Diesmal kannte ich die Antwort schon vorher, ein bewusstes, klares: „Ja, ich will. Was braucht ihr denn?“ Und so bin ich mit Unterstützung von Mentorinnen immer tiefer in die Personalvertretungs- und Gewerkschaftsarbeit

eingetaucht und erlebe jeden Tag, wie wichtig und sinnvoll unsere Arbeit auch heute noch ist.

Da stehe ich jetzt als Vorsitzende des Zentralausschusses BMHS und setze mich mit meinem Team für die Rechte von fast 24.000 Lehrpersonen in ganz Österreich ein. Es war auch an der Zeit, die Rolle zu wechseln und selbst Mentorin zu werden. Zurückzugeben, was ich an Unterstützung erlebt habe.

Und wieder einmal läutet das Telefon und eine Frauenstimme fragt: „Ich hoffe, ich störe nicht.“ – „Nein, Sie stören nicht. Und seien Sie versichert, dass das Gespräch völlig vertraulich ist!“ Und ich helfe einer Kollegin dabei, den Mut und die richtigen Worte zu finden, um sich Gehör zu verschaffen und für Fairness einzutreten.

Barbara Schweighofer-Maderbacher ist Vorsitzende des Zentralausschusses BMHS.

Die Erdbeerrebellin

Helena Ziolkovski

Ein Zwillingsspaar wurde am 11. Oktober im AKH in Wien, frühzeitig im 6. Monat, auf die Welt gebracht. Die Eltern, beide aus Polen, haben sich im Jahr 1986 in Wien beim Dinner einer gemeinsamen Freundin kennengelernt. Er war ein junger Doktor der Philosophie, Autor und Uniprofessor. Seine Werke beschäftigten sich mit der Nato und er engagierte sich in diversen Parteien, gründete sogar seine eigene Partei in Warschau. Diese zwei Menschen bekamen zwei Töchter, eine Erdbeerblonde, die ständig neugierig die Welt beobachtete, und eine Dunkelhaarige mit großen braunen Augen. Der Erdbeerkopf bin ich. Die Mitglieder der Familie meiner Mutter waren Obstbauern und die der Familie meines Vaters Akademiker. Können zwei so unterschiedliche Menschen, vollberuflich arbeitend und ohne familiäre Unterstützung, in einem fremden Land glücklich werden? Meine Mutter arbeitete als diplomierte technisch radiologische Assistentin und neben ihrem vollen Arbeitspensum und der Führung des Haushalts versuchte sie, sich um ihre zwei Mädels zu kümmern, mein Vater arbeitete nur an seinen wissenschaftlichen Publikationen.

Als wir in Wien in die Schule kamen, beschlossen meine Eltern schon nach wenigen Wochen, dass wir nach England umziehen würden. Zum Glück hatte ich eine treue Begleiterin, meine Schwester. Ich war nie allein und hatte sie immer an meiner Seite. Wir gingen in dieselbe Klasse, wechselten von nun an aber leider

fast jedes Jahr die Schule, da wir oft umzogen. Bis zum Ende unserer Schullaufbahn hatten wir über zwölf Schulen besucht. Ich wollte schon immer „ich selbst sein“ und rebellierte gegen die strenge Erziehung meines Vaters. Ich ließ nicht locker und versuchte herauszufinden, wer ich bin, auch ohne meine Zwillingsschwester. Als fantasievolles und kreatives Kind liebte ich es, mit Menschen in Kontakt zu treten, trotz meines Stotterns, das schon im Alter von drei Jahren begann. Während meiner Schulzeit litt ich sehr darunter und meldete mich selten zu Wort, weil es mir so peinlich war. Doch ich hatte gute Lehrer:innen, die mich ermutigten, Referate zu halten: „Übung macht den Meister.“

Im Alter von elf Jahren zogen wir aus heiterem Himmel nach Polen. Unsere Eltern hatten beschlossen, dass ihre Kinder die Muttersprache in einer Schule lernen sollten. Ohne großartige Vorbereitung und Unterstützung fingen wir nach den Sommerferien in einer Schule in Warschau an. Der erste Schulmonat war ein Schock, es war uns Kindern nicht bewusst gewesen, wie gering unser Wortschatz in Polnisch war, und wir verstanden den Ärger der Lehrerinnen nicht. Doch die Schüler:innen akzeptierten uns so, wie wir waren, und waren fasziniert, dass wir mit nur elf Jahren drei Sprachen beherrschten. Unsere Eltern trennten sich und meine Mutter lebte wieder in Wien, meine Schwester und ich mit meinem Vater in Polen.

Als ich nur noch eineinhalb Jahre von der Matura entfernt war, wurde mein Wunsch nach Freiheit und die Sehnsucht nach meiner Mutter sehr groß. Den Schulabschluss hätte ich damals in Polen locker geschafft, doch das Zusammenleben mit meinem Vater war unerträglich geworden. Je besser ich die Eltern meiner Freunde kennengelernt hatte, desto mehr erkannte ich, dass bei uns vieles anders war. Also entschied ich mich für die Absolvierung des

Gymnasiums in Wien. Ich hatte einen harten Weg vor mir. Ich musste den kompletten Lehrstoff des Gymnasiums in einer mir fremd gewordenen Sprache nachholen und es war eine Mammutaufgabe. Doch ich nahm diese Last gerne auf mich, um wieder in meiner Heimat, in meinem geliebten Wien zu wohnen. Das Leben in Wien bedeutete für mich die Freiheit, selbst über meine persönliche Entwicklung zu entscheiden.

Erst in der siebten Klasse, wieder in einer Schule in Österreich, wählten meine Zwillingschwester und ich unterschiedliche Schwerpunkte. Ich war also erst mit 17 zum ersten Mal allein in einer neuen Klasse ohne meine Schwester. Hier wurden nun alle Fächer auf Deutsch unterrichtet, zudem waren meine Eltern mittlerweile mitten im Scheidungsprozess. Ich musste die Klasse schließlich wiederholen, vor allem aufgrund der Sprachbarriere. Es war eine sehr prägende Erfahrung, so machtlos zu sein. Schon damals entschied ich mich, es zukünftig besser zu machen. Mein Wunsch, mit Menschen zu arbeiten, wurde stärker. Ich wollte nicht, dass sich ein Kind so hilflos fühlen musste wie ich selbst damals. Es wurde mein Ziel, einen Beruf auszuüben, der mir die Chance gab, diese Veränderungen herbeizuführen.

Heute bin ich Sonderschullehrerin und die meisten meiner Schüler:innen werden von alleinerziehenden Elternteilen, meistens von der Mutter und mit wenig Hilfe des Vaters, betreut. Finanzielle Unterstützung ist zu wenig! Ein Kind braucht so viel mehr. Hier spreche ich aus Erfahrung: Mein eigener Vater brach den Kontakt zu mir ab, als ich 17 war. Bis dahin war er immer der konstante Elternteil in meinem Leben. Das war für mich eine sehr schwierige Zeit.

Nach der Schule studierte ich Bildungswissenschaften und Sonderschullehramt und machte zeitgleich die Ausbildung zur

Freizeitpädagogin, sowie MOF Jamie Oliver Kochprogramm-lehrerin. Warum genau diese Kombination? Ich habe viele fantastische, hilfsbereite, starke Frauen in meinem Leben kennengelernt und stamme auch von einer ab. Ich bewundere meine Mutter für ihre Kraft, trotz so vieler Hindernisse nie aufgegeben zu haben. Gerade während des Scheidungsprozesses meiner Eltern erkannte ich, wie schwer es für sie, eine krebskranke Frau, war, länderübergreifend um das Wohl ihrer Kinder zu kämpfen. Trotz ihrer Krankheit kämpfte sie jede Minute ihres Lebens für Frauenrechte, die Rechte ihrer Kinder und die Rechte ihrer Freundinnen. Sie unterstützte jede Frau, die sie kennenlernte, erzählte ihr von ihren Erfolgen und Misserfolgen in Beruf und Eheleben und gab ihr so die Möglichkeit, zu reflektieren und sich Hilfe zu holen. Genau diese Eigenschaft habe ich von ihr übernommen und bin sehr dankbar dafür, in einem Land geboren worden zu sein, wo die Gewerkschaft für die Rechte von arbeitenden Frauen kämpft. Frauen sind stark und belastbar und sollten einander mehr unterstützen, wir sollten keine Unterschiede aufgrund von Herkunft, Religion, Ausbildung oder finanzieller Lage machen.

Für meine Mutter waren alle Menschen gleich und sie versuchte, benachteiligte Frauen bestmöglich zu unterstützen, trotz ihrer körperlich und psychisch belastenden Krankheit. Ich bin mir sicher, dass sie gerne in einer Gewerkschaft aktiv gewesen wäre. Für mich ist sie vor allem ein Vorbild, weil sie sich nie unterkriegen ließ. In der Arbeitswelt, speziell im Gesundheitswesen, hat sie als Mutter dreier Kinder schlechtere Dienste und weniger Gehalt bekommen. Die meisten ihrer Vorgesetzten waren männlich und die Frauen unterstützen sich gegenseitig wenig, weil jede Angst um ihren Job hatte. Doch gerade in den 90ern hat sich dann viel verändert. Die Gewerkschaft setzte neue Gesetze zum Schutz von

Frauen und Kindern durch. Es ist bis heute wichtig, besonders in Berufen mit hohem Frauenanteil, gegenseitige Unterstützung zu fördern. Anstatt von Neid sollte ein offener, respektvoller Umgang miteinander der Alltag sein. Und ich denke, vor allem durch die Unterstützung der Gewerkschaften ist es heutzutage möglich, Frauen bessere Chancen auf Gleichberechtigung zu ermöglichen. Stellt lieber die Frage: „Was können wir gemeinsam schaffen?“ Anstatt: „Was kann ich tun, damit es mir gut geht?“ Seit Jahren versuche ich, diese Werte meinen Schüler:innen und Kolleg:innen zu vermitteln. Ich bin sehr glücklich darüber, dass ich gelernt habe, meine Lebenserfahrungen als etwas Positives zu betrachten und all das heute als Erfahrungsreichtum zu sehen.

Helena Ziolkovski ist Bildungswissenschaftlerin und Sonderschulpädagogin.

Mit Rückgrat durch den Sturm

Biljana Vrzogic

„Entlassen? Was? Das dürfen sie doch gar nicht!“ Mein neunjähriger Sohn schaute mich völlig entsetzt an, die Augen weit aufgerissen, voller Unverständnis. Auch meine beiden Töchter waren fassungslos und suchten in meinem Blick nach einer Erklärung. „Nein“, sagte ich bitter, „das dürfen sie nicht. Aber sie haben es trotzdem getan.“ Ich schluckte schwer. „Wir müssen jetzt irgendwie durchkommen. Keine unnötigen Ausgaben, nur das Allernötigste.“ Ich war rechtswidrig entlassen worden. Mein Mann, meine Kinder und ich saßen im Wohnzimmer, die Stimmung war schwer wie Blei. Wir sprachen offen über das, was passiert war. Nie hätte ich gedacht, einmal im Zentrum eines politischen und medialen Sturms zu stehen. Doch genau das war jetzt Realität. Ich wusste, was auf uns zukommen würde: öffentliche Aufmerksamkeit, kritische Blicke, vielleicht sogar Anfeindungen. Und ich wollte meine Familie darauf vorbereiten, vor allem meine drei Kinder. Ich wollte nicht, dass sie unangenehm angesprochen oder ausgegrenzt werden, weil ich für etwas eingetreten war. Es war mir wichtig, dass sie wussten, wofür ich kämpfe und warum ich mich nicht beuge. Drei Kinder, ein Hauskredit, laufende Kosten, und plötzlich nur noch ein Gehalt. Ich wusste, dass die kommenden Monate hart werden würden. Aber eines war für mich klar: Aufgeben kam nicht infrage.

Mein Dienstgeber hatte wohl gehofft, ich würde klein begeben. Einvernehmlich kündigen, meine Kandidatur für die Personalvertretung zurückziehen. Aber ich war bereit zu kämpfen. Ich trat an. Und ich blieb. Denn wer sich für andere starkmacht, darf nicht beim ersten Gegenwind umfallen.

Selbst wenn ich die Personalvertretungswahl verloren hätte – ich wäre als Pflegeassistentin ins Seniorenheim zurückgegangen, als aktive Gewerkschafterin, als unbequeme Stimme, die Missstände nicht hinnimmt. Ich hätte weiter auf gerechte Zuschläge gepocht, dafür gekämpft, dass Rufbereitschaften als Dienstzeit gelten. Ich hätte nicht geschwiegen. Und genau das wollte man offenbar schon im April 2023 verhindern, als der Bürgermeister meinen städtischen E-Mail-Zugang sperren ließ. Für mich war das eine klare Grenzverletzung. Ich wandte mich an die Presse. Ich wollte mich nicht zum Schweigen bringen lassen – und ich ließ mich nicht brechen.

Später hieß es, ich hätte eine E-Mail nicht nur intern, sondern auch ans Stadtmarketing weitergeleitet. Ein Vorwurf, der konstruiert klang – wie vieles, was in den kommenden Wochen noch folgen sollte. Die Stadtpolizei nahm die Schlüssel zu meinem Büro im Seniorenheim an sich und man teilte mir mit, ich solle künftig ein Büro im Stadtamt beziehen. Immer wieder versuchte ich, einen Termin für ein persönliches Gespräch mit dem Bürgermeister zu bekommen. Ich wollte den Konflikt klären, eine Lösung finden, respektvoll und sachlich. Eine Gesprächsbereitschaft seitens des Bürgermeisters bestand jedoch nicht – dies wurde auch öffentlich so von ihm kommuniziert.

Im Juli 2023 organisierten wir mit Unterstützung vieler Gewerkschaften eine Störaktion im Gemeinderat Wörgl. Wir forderten erneut Gespräche ein. Doch im Herbst kam die rechtswidrige

Entlassung – begleitet von einer Darstellung, die einer versuchten Kriminalisierung gleichkam. Ich wurde öffentlich so dargestellt, als hätte ich Pflegeunterlagen gestohlen. Die Wahrheit? Ich dokumentierte den Personalmangel – als gewählte Personalvertreterin, als Stimme für jene, die oft übersehen werden.

Ich wollte mich am liebsten verkriechen und für ein paar Tage einfach verschwinden, alles ausblenden. Aber ich konnte nicht. Ich war mitten im Wahlkampf. Ich musste präsent sein und Haltung zeigen. Ich sprach mit vielen Kolleg:innen. Ich erklärte ihnen, dass es mir nicht um persönliche Befindlichkeiten ging und auch nicht um einen persönlichen Streit – wie es in den Medien kolportiert wurde. Es ging um faire Arbeitsbedingungen und die Einhaltung von Gesetzen. Niemand sollte Angst vor seinem Arbeitgeber haben.

Einer Kollegin, die auch meine Freundin ist, wurde in einem Mitarbeiter:innengespräch nahegelegt, den Kontakt zu mir abzubauen. Ich war sprachlos. Mit welchem Recht mischt sich ein Arbeitgeber in private Freundschaften ein? Ich war wütend – eine brennende Wut über so viel Anmaßung. Und gleichzeitig war ich erschüttert darüber, wie respektlos mit persönlichen Bindungen umgegangen wurde.

Einige Führungskräfte positionierten sich offen gegen mich und förderten aktiv eine alternative Liste. Das Heimpersonal spaltete sich: Team Personalvertretung gegen Team Heimleitung. Besonders schmerzhaft für mich war der offene Brief, der in den Medien gegen mich verwendet wurde. Unterzeichnet von mehreren Führungskräften aus dem Seniorenheim – Menschen, mit denen ich jahrelang zusammengearbeitet hatte. Menschen, die wussten, dass ich mich nie gegen sie gerichtet hatte, sondern immer für faire Arbeitsbedingungen, für die Pflegekräfte und

letztlich auch für die Bewohner:innen kämpfte. Doch in diesem Schreiben wurde ein anderes Bild gezeichnet: Ich sei spalterisch, nicht teamfähig, hätte das Betriebsklima vergiftet. Man stellte mich als Problem dar – als Störfaktor, nicht als gewählte Personalvertreterin, nicht als Kollegin. Diese Zeilen, veröffentlicht und verbreitet, trafen mich tief.

Was viele nicht sahen: Der Brief war nicht spontan entstanden. Er war Ergebnis von Druck, von gezielter Stimmungsmache, von Einschüchterung und Desinformation. Ich weiß, dass nicht alle, die unterschrieben haben, aus Überzeugung handelten. Einige von ihnen sprachen später mit mir – leise, vorsichtig, fast entschuldigend. Aber die öffentliche Wirkung war längst da. Der Schaden angerichtet. Es war ein kalkulierter Schritt, um mich zu isolieren. Mich öffentlich zu diskreditieren. Nicht auf sachlicher Ebene – sondern auf persönlicher. Es war der Versuch, mich zum Schweigen zu bringen, indem man mir das Vertrauen meiner Kolleg:innen entzog. Und doch: Ich schwieg nicht. Ich brach nicht. Weil ich wusste, dass der Kern meines Handelns richtig war. Weil ich wusste, dass echte Veränderung immer auch Gegenwind bedeutet. Ich hielt durch – mit meinem PV-Team. Trotz Einschüchterung, trotz Unsicherheit. Ich spürte den Rückhalt vieler Kolleg:innen – auch wenn man ihre Angst fast greifen konnte. Die Gewerkschaften standen geschlossen hinter mir. Bei einer Protestaktion vor dem Stadtamt überreichte mir die Frauenvorsitzende des ÖGB Tirol einen Plüschlöwen. Ein Symbol für Mut, Stärke und Beharrlichkeit. Ich war tief berührt. Wenig später schrieb die Presse: „Die Löwin von Wörgl.“

Dann kam der Wahltag im November 2023. Man konnte die Anspannung in den Gesichtern sehen, sie lag in der Luft wie elektrisches Knistern. Die Stimmen wurden ausgezählt. Unser

Stapel wuchs – und wuchs. Rund 73 Prozent für unsere Liste bei einer Wahlbeteiligung von 81 Prozent. Das war kein stilles Hinnehmen, keine Gleichgültigkeit – es war eine bewusste Entscheidung für Veränderung und Gerechtigkeit. Das war ein deutliches Zeichen, ein Aufschrei: Wir wollen Respekt. Wir wollen Mitsprache. Wir wollen Gerechtigkeit.

Nach der Verkündung des Ergebnisses erreichten mich unzählige Nachrichten. Freunde, Familie, Kolleg:innen, Gemeinderäte, Gewerkschaftsmitglieder – alle gratulierten. Die sozialen Medien liefen über. Tirols Presse berichtete breit. Wir feierten den Wahlsieg abends am Wildschönauer Bahnhof und viele meiner Mitstreiter:innen atmeten tief durch. Die monatelange Anspannung fiel von uns ab. Es war geschafft. Nach der Wahl lenkte der Dienstgeber ein. Die rechtswidrige Entlassung wurde zurückgenommen und mein Gehalt nachbezahlt. Es kam zu keinem Gerichtsprozess. Stattdessen: Gespräche auf Augenhöhe. Endlich.

Einige Wochen später kam das Schreiben der Staatsanwaltschaft. Kein Anfangsverdacht. Kein Verfahren. Keine rechtswidrige Handlung. Dieses Schreiben war wie Balsam für meine Seele. Ich besprach mich mit meinem Team – wir entschieden gemeinsam, dass die Öffentlichkeit die Wahrheit erfahren sollte. Es war an der Zeit, die Geschichte richtigzustellen. Es folgte ein gemeinsames Statement mit dem Bürgermeister. Ein Tisch. Ein Gespräch. Kein Friede auf Knopfdruck – aber ein Anfang. Wir wollten beide einen Schlusstrich ziehen. Für die Stadt. Für die Mitarbeiter:innen. Vertrauen muss wachsen. Aber wir signalisierten beide: Wir wollen ein respektvolles Miteinander.

Was ich daraus gelernt habe? Lass dich nicht einschüchtern. Nicht von Titeln. Nicht von Macht. Wenn du weißt, dass du für das Richtige kämpfst – dann gib nicht auf. Ich habe erlebt, wie schwer

es ist, wenn sich ganze Machtstrukturen gegen einen stellen. Aber ich bin der Beweis dafür: Rückgrat, Solidarität und Mut können Veränderung bewirken. Und selbst nach der härtesten Eskalation ist ein konstruktiver Neuanfang möglich, wenn beide Seiten es wirklich wollen.

Biljana Vrzagic Pflegeassistentin, Obfrau der Zentralpersonalvertretung Wörgl, AK Kammerrätin in Tirol und engagierte Gewerkschafterin in younion und ÖGB.



Errungen- schaften der ÖGB Frauen

Wann in der 80-jährigen Geschichte konnte welches Ziel erreicht werden?
Ein Auszug bedeutender Meilensteine von 1945 bis 2025.



1945

1960

- 1945: Gründung des ÖGB, Konstituierung der Frauensektion im ÖGB
- 1949: Arbeitslosenversicherungsgesetz, auch verheiratete Frauen bekommen nun Arbeitslosengeld
- 1953: Das von der Internationalen Arbeitsorganisation in Genf beschlossene ILO-Übereinkommen „Gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit“ wird vom österreichischen Parlament ratifiziert

Errungenschaften...

1961

1980

- 1962: Streichung der Frauenlohngruppen aus dem Kollektivvertrag der Metall erzeugenden und verarbeitenden Industrie
- 1974: Abschaffung der Einkommensanrechnung des Partners beim Karenzgeld; Verbesserung Mutterschutzgesetz – Schutzfrist wurde auf 8 Wochen verlängert und der Mutter-Kind-Pass wurde eingeführt
- 1975-1978: Familienrechtsreform: Berufstätigkeit von verheirateten Frauen ist nicht mehr von der Zustimmung des Mannes abhängig; Änderungen im Scheidungsrecht – Teilung des in der Ehe erworbenen Vermögens
- 1979: Gleichbehandlungsgesetz für die Privatwirtschaft – Pflicht zur Gleichbehandlung von Männern und Frauen bei der Festsetzung des Entgelts, Einrichtung der Gleichbehandlungskommission, Abschaffung der Frauenlohngruppen

... der ÖGB Frauen

1981

1990

- 1985: Novelle Gleichbehandlungsgesetz – Erneuerungen unter anderem im Bereich der Verfassung von geschlechtsneutralen Stellenausschreibungen
- 1988: „Vollverdienstklausel“ tritt außer Kraft – Frauen waren bis dahin grundsätzlich vom Bezug der Notstandshilfe ausgeschlossen, wenn sie einen im „Vollverdienst“ stehenden Ehemann hatten
- 1989/1990: „Familienpaket“ – Elternkarenzurlaubsgesetz etc. bringen Änderungen zugunsten berufstätiger Eltern – Karenzurlaub, Karenzurlaubsgeld durch Mütter und Väter bis zum zweiten Lebensjahr des Kindes ausgedehnt

Errungenschaften...

1990

2000

- 1990: Einrichtung der Gleichbehandlungs-anwaltschaft
- 1992: Gleichbehandlungspaket: Entlohnung bezieht sich nun auch auf gleichwertige Arbeit; sexuelle Belästigung wird als Diskriminierung auf Grund des Geschlechts aufgenommen; Schadenersatzansprüche bei Verstoß gegen das Gleichbehandlungsgesetz ausgeweitet; für Teilzeitarbeitende wurde ein generelles Benachteiligungsverbot eingeführt (Sozialleistungen, Prämien, Sachbezüge müssen aliquot ausbezahlt werden); Elternkarenz wird im Ausmaß von zehn Monaten bei dienstzeitabhängigen Ansprüchen (Urlaub, Entgeltfortzahlung, Kündigungsfrist) berücksichtigt
- 1999: Verbesserungen im Karenzrecht: Zuschuss zum Karenzgeld für Allein-erzieherinnen auch ohne Nennung des Vaters möglich; Erleichterung der partnerschaftlichen Teilung – Väter erhielten eigenen Karenzanspruch

... der ÖGB Frauen

2001

2010

- 2004: Gesetz über Elternteilzeit tritt in Kraft
- 2006: ÖGB Frauen setzen intern Frauenquote durch
- 2009: Gender Budgeting in der Bundesverfassung verankert
- 2010: Kinderbetreuungsgeld NEU: vier Pauschalvarianten und langjährige Forderung nach einkommensabhängigem Kinderbetreuungsgeld erreicht
- 2010: Kostenloses verpflichtendes Kindergartenjahr umgesetzt

Errungenschaften...

2010

2018

- 2011: Novellierung Gleichbehandlungsgesetz: Lohn/Gehaltsangabe in Stelleninseraten und Einkommensberichte werden eingeführt
- 2011: Papa-Monat im öffentlichen Dienst; Modernisierung Strafgesetzbuch: Strafbarkeit der sexuellen Belästigung wird umgesetzt
- 2016: Einbeziehung freier Dienstnehmerinnen in das Mutterschutzgesetz
- 2016: Kündigungs- und Entlassungsschutz nach einer Fehlgeburt
- 2018: 30 Prozent Frauenquote im Aufsichtsrat für Betriebe mit über 1.000 Mitarbeiter:innen und börsennotierte Unternehmen

... der ÖGB Frauen

2019

heute

- 2019: Rechtsanspruch auf Papamonat
- 2019: Gesetz über volle Anrechnung der Karenzzeiten 2021: Recht auf Sonderbetreuungszeit (zeitlich befristet)
- 2021: Mehrwertsteuersenkung auf Monatshygieneartikel
- 2023: Verdoppelung der Geldleistung während des Papamonats (Familienzeitbonus), zudem wird dieser Familienzeitbonus nicht mehr vom Kinderbetreuungsgeld abgezogen
- 2024: Ratifizierung ILO-Konvention 190 über die Beseitigung von Gewalt und Belästigung in der Arbeitswelt



100 Jahre

FRAUEN- UND GLEICHSTELLUNGSPOLITIK IN DER AK WIEN



Im Jahr 2025 feiert auch die Frauenabteilung der Arbeiterkammer Wien ihr 100-jähriges Bestehen.

Erste Leiterin des 1925 gegründeten Frauenreferats war Käthe Leichter. Sie erforschte erstmals die Arbeits- und Lebensverhältnisse von Heimarbeiterinnen, Hausgehilfinnen & Industriearbeiterinnen und schuf mit dem „Handbuch der Frauenarbeit“ (1930) ein umfassendes Standardwerk. Arbeiterinnen aus unterschiedlichen Branchen berichteten darin selbst über ihre Arbeitsbedingungen. Ebenso war Käthe Leichter mit der Verknüpfung der Lebensbereiche Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Freizeit in der Studie „So leben wir ... 1.320 Industriearbeiterinnen berichten über ihr Leben“ (1932) Pionierin. Denn erst viel später, mit der zweiten Frauenbewegung der 1970er Jahre, gelangte auch die unbezahlte Arbeit in den Fokus sozioökonomischer Studien. Käthe Leichters Arbeit fand leider ein abruptes Ende: 1934 von den Austrofaschisten fristlos entlassen, war sie Aktivistin im antifaschistischen Widerstand und wurde in der NS-Tötungsanstalt in Bernburg 1942 ermordet.

Die Zusammenarbeit mit den Gewerkschaftsfrauen prägte die Arbeit des AK-Frauenreferats von Beginn an. Mit den Gewerkschafterinnen wie z.B. Anna Boschek und Wilhelmine Moik wurde der Grundstein für viele Errungenschaften, von denen Frauen heute profitieren, gelegt. Der kontinuierliche Austausch und die enge Zusammenarbeit mit den ÖGB Frauen ist auch heute ein Grundpfeiler der Arbeit der Abteilung Frauen- und Gleichstellungspolitik in der AK Wien.



Hier geht es zu den
Publikationen von
Käthe Leichter



Käthe Leichter (1895–1942)
Österreichische Sozialwissen-
schaftlerin, Gewerkschafterin und
Pionierin der Frauenbewegung

Über dieses Buch

Impressum

Idee, Konzept & Umsetzung: Alina Lindermuth – Agentur Textory

Grafik, Redaktion und Coverdesign: Agentur Textory

Lektorat: Marilies Jagsch

Grafische Elemente: Erstellt mit Bing Image Creator / DALL·E

Projektkoordination auf Seiten des ÖGB: Karin Zimmermann und
Dorottya Kicking

AK Wien Jubiläum: Text- und Bildmaterial (Header, Portrait Käthe
Leichter) zur Verfügung gestellt von der AK Wien

Medieninhaber und Herausgeber: ÖGB Frauen –
Österreichischer Gewerkschaftsbund,
Johann-Böhm-Platz 1, 1020 Wien

Druck: Colour & Point e.U. (Linz, Oberösterreich)

Wien, 2025

Anlässlich des 80-jährigen Bestehens der ÖGB Frauen zeigt dieses Buch durch persönliche Geschichten, prägnante Statements und einen historischen Überblick was gewerkschaftliche Arbeit ausmacht: Solidarität, der gemeinsame Einsatz für Gerechtigkeit und der Kampf für bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen – besonders für Frauen – in Österreich.

Idee, Konzeption und Umsetzung dieses Buches stammen von Alina Lindermuth, Agentur Textory. Basierend auf der Textory-Schreibmethode haben die Autorinnen in Workshops ihre eigenen Geschichten entwickelt und geschrieben. Die Texte wurden lektoriert und fanden ihren Weg in dieses Buch. So konnte ein vielstimmiges Mosaik weiblicher Stärke entstehen – ein Projekt, das Betroffene zu Wort kommen lässt und gewerkschaftliches Wirken auf eine neue und berührende Weise erfahrbar macht. Auf Seiten des ÖGB wurde die Arbeit an diesem Buch von der Bundesfrauenabteilung, Bundesfrauensekretärin Karin Zimmermann und Expertin für Frauenpolitik und Arbeitnehmerinnenschutz Dorottya Kickingler begleitet. Dieses Buch wurde in Kooperation mit der Arbeiterkammer Wien sowie dem VÖGB umgesetzt.

Hinweis zu Sprache und Inhalt

Wenn in diesem Buch von Frauen die Rede ist, sind damit alle Personen gemeint, die sich als Frauen identifizieren oder gesellschaftlich als weiblich gelesen werden – unabhängig von ihrem biologischen Geschlecht. Wir bemühen uns um eine Sprache, die so inklusiv wie möglich ist und die Vielfalt weiblicher Lebensrealitäten sichtbar macht.

Die Texte basieren auf persönlichen Erinnerungen und spiegeln individuelle Erfahrungen der Autorinnen wider. Sie erheben keinen Anspruch auf vollständige rechtliche oder sachliche Richtigkeit.



Zum 80-jährigen Bestehen der ÖGB Frauen erzählt dieses Buch bewegende Geschichten von Mut, Solidarität und gewerkschaftlichem Engagement. Es lässt Frauen zu Wort kommen, die Widerstände überwunden, Missstände aufgedeckt und durch Zusammenhalt Großes bewegt haben – in der Arbeitswelt, im Alltag und darüber hinaus. Ein kraftvolles Mosaik weiblicher Stärke, das die Vergangenheit würdigt und den Blick nach vorn richtet.

